heiten des alten Regimes in Preußen sich freigemacht haben mußte, kommt auch die wärmste Anerkennung der weichen und edlen Züge seiner Natur nicht auf gegen die scharfe Kritik, die an den für seinen Fürstenberuf ins Gewicht fallenden Seiten seines Wesens geübt wird, und gegen die drastische Darstellung der Momente, in welchen der Vertraute als Zeuge seiner Schwächen auftritt.

Dem Inhalte der Schrift, den der Titel hervorhebt, sind nur die ersten Bogen gewidmet, die von der Stellung des Kronprinzen zur Kaiserfrage und von Freytags damaligen Einwendungen gegen die dem Kronprinzen vorschwebende Krönung des deutschen Einigungswerks handeln.

Daß die Meinung des Kronprinzen bereits nach den ersten Siegen über die französische Armee dahin ging, Deutschland müsse unter das preußische Kaisertum zusammengefaßt werden; daß er den etwa eintretenden Widerstand der deutschen Territorialfürsten durch die Mittel der preußischen Macht beugen zu können sich getröstete — das ist bereits durch die Tagebuchveröffentlichung leidigen Andenkens jedermann kund geworden. Schon damals wurde allgemein beklagt, daß das Andenken Kaiser Friedrichs bei den deutschen Fürsten, die nach bitterm Streite als willige Bundesgenossen an Preußens Seite gekämpft hatten, durch Geffckens rechtswidrige Indiskretion geschädigt werden würde. Freytag sagt mehr. Er wiederholt nicht nur, daß der Kronprinz auf die Macht Preußens, widerstrebende deutsche Fürsten unter die Kaiserkrone zu bringen, gerechnet habe; er sagt aus, die Kaiserkrone sei dem Kronprinzen Gegenstand heißen Wunsches, sie sei ihm für die Neugestaltung Deutschlands „das Wichtigste“ gewesen (S. 29); die Idee des deutschen Kaisertums sei ihm aus dem fürstlichen Stolz entsprungen, der das Höchste für sich begehrt (S. 27); sein Streben sei auf eine beherrschende Stellung über seinen Standesgenossen gegangen (S. 76).

Schon am 11. August, wenige Tage nach der Schlacht von Wörth, entwickelte der Kronprinz, wie Freytag berichtet, dem vertrauten Dichter unter vier Augen die Notwendigkeit des preußischen Kaisertums; es geschah mit solcher Lebhaftigkeit, daß die Entgegnung verstummen mußte. Die Szene wird mit drastischer Anschaulichkeit geschildert; der Kronprinz schreitet gehobnen Ganges daher, feurig blitzt es aus seinem Auge, einem Königsmantel gleich umgiebt der Generalsmantel seine hohe Gestalt, er hat die Kette des schwarzen Adlerordens umgeschlungen, „um seine Erscheinung der Unterredung anzupassen“ (S. 22).

Auch an andrer Stelle sagt Freytag, daß der Kronprinz, unabläßig als schöne Heldengestalt gefeiert, selbst geneigt gewesen sei, seiner Erscheinung große Bedeutung zuzuschreiben, und daß er sich diese, je nach der Situation und Aufgabe, die er zu lösen hatte, zurecht gelegt habe (S. 76).

Wem könnte es zusagen, zum Zeugen solcher Momente im Leben des hochgemuten Thronerben gemacht zu werden, nachdem sein tragischer Lebensausgang uns ihn in so ganz andrer Lage und Stimmung gezeigt hat? Setzt der Erzähler dann auch hinzu, das Gemachte in Antlitz und Gebärde des Prinzen sei stets dahingeschwunden, sobald eine hohe Empfindung in seine Seele getreten sei, und dann sei er von hinreißender Schönheit gewesen — jene Anwandlungen von berechnendem Effektsuchen brauchten doch der Empfänglichkeit für erhebende und verklärende Empfindungen nicht zur Folie gegeben zu werden! Beide Züge des Bildes haben auch mit dem eingangs erwähnten Bestreben, der Demokratie ihr Traumbild zu entreißen, nichts zu thun; denn der Traum dieser Partei hatte kein ethisches, sondern ein politisches Ideal nach ihrem Geschmack im Auge.

Diesem politischen Ideal thut es allerdings im Sinne der Demokratie Abbruch, wenn in detaillirter Ausführung (S. 28 und 29) gezeigt wird, daß der Kronprinz auf alle äußern Zeichen hoheitlicher Stellung großen Wert gelegt, daß die herkömmliche fürstliche Auffassung von Rang und Stand untilgbar in seiner Seele gehaftet, daß er die Zuteilung von Rang und Adel und die Standeserhöhungen für ein unveräußerliches Fürstenrecht und für einen sehr wertvollen Vorzug der Hoheit gehalten habe. Wo er Veranlassung gehabt habe, sich an seine eignen Ansprüche zu erinnern, sei er hochfahrender als andre seiner Standesgenossen gewesen; „wo er nicht gemütlich stark angezogen wurde oder durch volkstümliches Gebahren wirken wollte,“ habe er die Menschen unwillkürlich „nach den Abstufungen betrachtet, welche die Monarchie auch denen zuteilen möchte, die nicht im Dienste stehen.“ Solche Züge traditionellen monarchischen Selbstgefühls stimmen allerdings nicht zu den Hoffnungen und Aspirationen derer, welche die Sympathien des Kronprinzen dem politischen und sozialen Nivellement zugewendet und sie nach dieser Seite hin ausbeuten zu können geglaubt haben. Mögen sie zu der thatsächlichen Enttäuschung, die der Tod ihnen bereitet hat, auch noch die theoretische dahinnehmen.

Von um so geringerm Werte ist es für die Belehrung der Demokratie, wenn der Verfasser sich berufen fühlt, über die militärischen Eigenschaften des Kronprinzen ein abschätziges Urteil abzugeben. Hier wird nicht die demokratische Tendenzphantasie, sondern die auf kameradschaftlicher Erfahrung beruhende Volkstümlichkeit des Kronprinzen angetastet; die Demokratie ist schon instinktmäßig von den vorwiegend militärischen Qualitäten unsrer großen Hohenzollern wenig erbaut; ihr gerade wäre es darum zu thun gewesen, in Kaiser Friedrich einen Zivilkönig auf dem Throne zu sehen; sogar Eroberung von Land und Leuten, wenigstens innerhalb Deutschlands, wollte sie nicht dem preußischen Schwerte, sondern dem Liberalismus Preußens verdanken; sie hat bis zum Kriege von 1866 eifrig in diesem Sinne gewirkt. Ein praktischer Zweck für die Herabminderung der militärischen Eigenschaften, die das Volk, insbesondre auch die süddeutsche Bevölkerung, mit der schönen Heldengestalt des Kronprinzen verbunden hat, ist daher gar nicht zu sehen. Umsomehr mußte es dem Verfasser angelegen sein, mit seiner Charakteristik des Kronprinzen als Militär die geschichtliche Wahrheit zu treffen. Anstatt dessen schafft er sich ein angeblich im Volke vorhandnes Kolossalbild von der Heldengröße des Kronprinzen, um es durch ein unter Lebensgröße gehaltnes Bild eigner Auffassung zu ersetzen. Er sagt, das Volk habe den Kronprinzen als starken Schlachtensieger gefeiert, er sei aber nicht einmal ein tüchtiger Soldat gewesen. Zwischen diesen beiden Endpunkten der Darstellung steht zu lesen, er habe nur die Dispositionen seines Generalstabschefs vortrefflich durchgeführt und sehr bereitwillig die fürstliche Schaustellung und die Verantwortung auf sich genommen. Ein seiner Aufgabe gewachsner General mußte er aber doch wohl sein, um die Dispositionen des Generalstabschefs „vortrefflich durchzuführen“! Der „fürstlichen Schaustellung“ aber konnte er sich — gern oder ungern — nicht wohl entziehen! Und wiefern er die Verantwortung auf sich genommen, wiefern diese ihm zuerkannt worden: das bleibt wohl, selbst für den Historiker, einstweilen amtliches Geheimnis. Die Hochrufe der Truppen aber nach erfochtnem Siege feiern den Kronprinzen, wenn er ihr Heerführer ist, nicht als „starken Schlachtensieger,“ auch nicht als „Strategen,“ sondern als den Prinzen des Hauses, der die Gefahr mit ihnen geteilt hat; ihren eignen Sieg sehen sie in seinem Siege; selbst in jenen Tagen, wo, wie bei dem zweiten Angriff unsrer Truppen in der Schlacht bei Wörth, der Kronprinz als Feldherr entschlossen und glücklich eingegriffen hat, haben die Leute schwerlich sein Walten von dem der gesamten Leitung der Schlacht unterschieden. Wäre er aber nicht mit hohenzollernscher Kaltblütigkeit am Orte der Gefahr zu finden gewesen, dann wäre er den Soldaten nie „unser Fritz“ geworden. Allerdings macht persönliche Bravour noch nicht den „tüchtigen Soldaten“ im Sinne des sogenannten Gamaschendienstes; da aber Freytag nicht als militärischer Fachmann und nicht für militärische Fachmänner schreibt, hätte er, um nicht üblem Mißverstehn Raum zu geben, des persönlichen Mutes des Prinzen wenigstens erwähnen sollen, wenn er ihm die soldatische Tüchtigkeit aberkennen zu müssen glaubte. Oder sollte der Verfasser jene im Felde wie im Leben so wichtige Eigenschaft überhaupt an dem Fürsten vermißt haben, dessen Bild zu zeichnen er sich berufen fühlte? Fast scheint es so.

Freytag geht auch des Nähern auf das Verhältnis des Kronprinzen zu seiner Gemahlin ein. Bekannt ist, daß diese Ehe auf persönliche Neigung gegründet war; weniger bekannt vielleicht, daß die Innigkeit der gegenseitigen Zuneigung, das hohe

Glück, das der Kronprinz im Familienleben fand, gewiß dem im Fürstenleben wohl besonders anzuerkennenden Umstande mit verdankt wurde, daß er aus einer Jugend von musterhafter Sittenreinheit in das eigne Haus trat. Dieser Punkt wird in der Schrift nicht berührt. — Wenn Freytag sagt, daß die junge Kronprinzessin „aus größern Verhältnissen" zum Erben der preußischen Krone gekommen sei, daß sie „ihren geistigen Inhalt aus einem weit umfangreichern Gebiet von bildendem Stoffe erhalten habe," als der junge Gemahl (S. 48), so ist das eine Ansicht des Verfassers, deren Aeußerung ihm unstreitig zustand, wenn er sie auch nicht näher zu begründen versucht. Sagt er aber weiter, der Kronprinz habe, was in ihm als Gefühl für das Schöne, als Erkennen des Wahren lebendig war, als Werk der Gemahlin empfunden; er sei tief unglücklich und unzufrieden mit sich selbst gewesen, wo er ihr einmal nicht ganz habe folgen können, oder wo sein innerstes Wesen ihrer Forderung widersprochen habe, so macht der Verfasser Gebrauch von einem Einblick, den nur rückhaltloses Vertrauen ihm gewähren konnte; und sagt er weiter — ebensosehr als Vertrauter des kronprinzlichen Hauses —, die Unterordnung des Kronprinzen unter die geliebte Frau sei eine so völlige gewesen, daß er alles, „selbst sein Urteil über Menschen und Ereignisse nach ihrer Persönlichkeit gerichtet habe," so konnte er sich doch unmöglich verhehlen, daß damit dem Kronprinzen das Zeugnis gegeben werde, männlichen und preußischen Selbstgefühls und eigenartiger Charakteranlage ermangelt zu haben! Er hebt sogar hervor, daß solche Herrschaft einer Frau dem Manne, dem künftigen Regenten von Preußen, Schwierigkeiten und Kämpfe zu bereiten gedroht habe, größere vielleicht ihr selbst! Welchen Wert aber hat diese nachträgliche Prophezeiung? Als Warnung denjenigen ausgesprochen, welchen sie gilt, wäre sie ein Versuch gewesen, dem zu dienen, der durch „große Huld" auf treuherzigen Freimut Anspruch hatte: — wem frommt solche Betrachtung jetzt?

Des Nähern geht der Verfasser an andrer Stelle auf die Haltung ein, die dem Kronprinzen als Regenten zugetraut werden durfte. Der Kronprinz sei warmer Protestant, von größter religiöser Duldsamkeit, engherzigem Pfaffentum abgeneigt gewesen; Gegner von Polizeiherrschaft und Bevormundung, Freund kommunaler Selbstverwaltung.

Das aber waren, heißt es weiter (S. 74), bei ihm Stimmungen, denen die Kenntnis der Zustände im Volke nicht ganz entsprach, und es wäre ihm schwer geworden, seinen Willen gegenüber gewandten Einwürfen aufrecht zu erhalten. Denn er war kein Geschäftsmann, sein Urteil war in großen Angelegenheiten nicht geprüft, und auch wo er einmal lebhaft wollte, war er in der Ausführung abhängig und unsicher, zuweilen wehrlos gegenüber den Hindernissen; nach dieser Richtung war er mehr gemacht, geleitet zu werden, als andre zu leiten.

Diese Charakteristik sagt allerdings der Demokratie, die sich geschmeichelt hat, die Sympathien des Kronprinzen für ihre Wünsche würden unter Kaiser Friedrich zur That werden: Ihr habt auf Sand gebaut. Aber welches Recht hat der Verfasser oder irgend jemand, ein solches Prognostikon der Regierung des Fürsten zu stellen, der als ein sterbender Mann zwar zum Thron, aber nie zu der stählenden Empfindung der vollen Verantwortlichkeit, nie zum Gefühle der Macht kommen konnte? Hat Freytag nicht selbst ihm bezeugt, daß er im Jahre 1878, als die Verwundung des Kaisers ihn zu den Regierungsgeschäften rief, sich zu frischer und entschlossner Thätigkeit ermannt hat, obgleich damals schon eine schwere Depression sich seiner bemächtigt hatte? (S. 71).

Hier aber werden ihm alle Eigenschaften abgesprochen, die zum Regieren überhaupt befähigen: für die feste Begründung eigner Ansichten fehlen ihm die Kenntnisse, für die Durchführung der Absichten fehlt ihm die Sicherheit des Wollens und die Geschicklichkeit des Handelns! Nicht einmal Ueberzeugungen werden ihm zuerkannt; denn die religiösen und politischen Auffassungen, die dem tiefer angelegten Menschen Ueberzeugung zu sein pflegen, werden als „Stimmungen" bezeichnet. Dem Kronprinzen war aber in der That als Ueberzeugung geblieben, was die frühesten Einflüsse und die innern Erfahrungen ihn als Glauben kennen gelehrt hatten, und das, was er unter Liberalismus verstand, war ihm Herzenssache. Dies letztere hätte Freytag selbst schon aus dem Verhältnis ableiten können, welches er als das dem Kronprinzen Höchste und Heiligste bezeichnet: aus der Liebe zu seiner Gemahlin. Nur hätte dann Freytag der Lebenden gegenüber den Freimut haben müssen, zu bekennen, daß die an englischen Verhältnissen geschulte Auffassung der Frau, gerade indem diese zuerst dem Prinzen die Ansicht gegeben hat, daß die durch Selbstregierung des Volkes beschränkte Monarchie die höhere Staatsform sei, ihm hinderlich geworden ist, den Bedingungen völlig gerecht zu werden, unter denen in einem Wehrstaate wie Preußen, in einer Monarchie wie der der Hohenzollern liberal regiert werden kann.

Nach den hier mitgeteilten Zügen des Bildes, das Freytags Darstellung giebt, wird es nicht zweifelhaft erscheinen, daß es nicht nur gemeint war, das Idol zu zerstören, welches die Hoffnungen und Wünsche der Demokratie sich geschaffen hatten, sondern daß er überhaupt den Kronprinzen als einen Fürsten zeigen wollte, der bei aller Liebenswürdigkeit und bei allem Adel des Gemüts weder durch Geistes- und Charakteranlage noch durch ernste Vorbildung Aussicht gegeben hat, ein vorzüglicher Regent Preußens zu werden, wenn auch zugestanden wird, daß diejenigen, „welche besorgt sein Wesen abschätzten," nicht wissen konnten, „was Amt und Herrschaft in ihm entwickelt haben würden."

Aber gleichviel, ob Freytag nach seiner vermeintlich objektiven Beurteilung des Kronprinzen dessen Ausfallen in der Regentenfolge der Hohenzollern beklagen zu müssen geglaubt hat oder nicht — vom Anfang bis zum Ende der Schrift drängt sich die Frage auf: Weshalb überhaupt dies Bild? weshalb in dieser Beleuchtung? weshalb jetzt? weshalb von dieser Hand? Es ist oben daran erinnert worden, daß Freytag des „Treugefühls" der Deutschen gedenkt, welches ihnen das Bild ihrer Fürsten forme. „Die Gefahren für den Fürsten," die dies liebevolle Gestalten mit sich bringe, konnten für den Dahingeschiednen nicht vorhanden sein — weshalb also jene Bildnerarbeit stören, sofern nicht das Parteiinteresse, sondern die Liebe sie vollbracht hat? Ist nicht in diesem Falle die Vorsehung selbst ihr zu Hilfe gekommen? Sie hat nicht zugelassen, daß diejenigen Eigenschaften des Kaisers Friedrich auf die Probe gestellt wurden, die ihn nach Freytags Auffassung vielleicht gehindert hätten, ein bedeutender Regent zu werden; dafür aber hat sie ihn durch ein Körperleiden schwerster Art, welches alle seine irdischen Pläne und Hoffnungen zerstörte, dazu geführt, die höchsten Kräfte seiner Natur in heldenhafter Geduld, in gläubiger Ergebung und in unzerstörbarer Güte gegen seine Umgebung zu bewähren.

Nicht zwar, als ob nicht Freytag den edeln Duldermut des Verewigten anerkännte und hervorhöbe; seine vorausgeschickte Darstellung giebt aber diesem Bilde einen Hintergrund, der den Eindruck zersplittert und mindert — oder vielmehr ihn zersplittern und mindern würde, wenn er nicht zu tief in die Gemüter derer eingedrungen wäre, die überhaupt von dem Kampfe eine Vorstellung haben, den Kaiser Friedrich während seiner Krankheit als Sieger bestanden hat. Am beredtesten, weil als Kundigste, wissen die Aerzte den frommen Heldenmut zu preisen, welcher durch das klaglose Ertragen dieses qualvollen, pauselosen und hoffnungslosen Leidens bewährt worden ist.

Fühlte sich aber Freytag trotz allem, auch trotz der Dankbarkeit für das huldvolle Vertrauen des verewigten Fürsten, die immer wieder neben seiner Kritik zum Ausdruck kommt, getrieben, durch Beleuchtung seiner schwachen Seiten der Geschichte vorzugreifen, dann hätte er auch eines Umstandes gedenken müssen, der sich für das Kronprinzenschicksal des Kaisers Friedrich besonders verhängnisvoll erwiesen hat.

Freytag würdigt die mißliche Lage, in welcher der Thronerbe sich befindet, der in den Jahren voller Manneskraft noch nicht zur Ausübung seines angebornen Berufs gelangt; er schildert die mehr und mehr zunehmende Mißstimmung des Kronprinzen, die seinem „thatlosen Harren" entsprang; er sagt, daß diese Niedergeschlagenheit zum Teil auf Rechnung mangelnder Thatkraft gekommen sei: der Kronprinz habe zwar „den Fleiß und die Pflichttreue der Hohenzollern in Erfüllung einer gestellten Aufgabe besessen," aber nicht „die Unternehmungs-

lust und Schaffensfreude" (S. 68); sonst würde er „trotz mancher Hindernisse" eine Beteiligung an der Staatsregierung „auf allen Gebieten durchgesetzt haben, welche dem Vater nicht besonders am Herzen lagen."

In der That aber war dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm noch durch besondre Hergänge die Gewinnung einer thatkräftigen Resignation und einer seiner Stellung angemessnen Mitwirkung an den Staatsgeschäften erschwert!

In den Jahren, als König Wilhelm von dem Versuche zurücktrat, mit dem Ministerium vom November 1858 fortzuregieren, als das Ministerium Bismarck es unternahm, gegen den Widerstand des Abgeordnetenhauses die Reorganisation der Armee durchzusetzen, war die damals sich bildende Fortschrittspartei, insbesondre aber eine dem jugendlichen Kronprinzen näher und näher tretende Gruppe von Männern — wir nehmen an, in bester Meinung — beflissen, den Prinzen mit der Sorge zu erfüllen, daß die Durchführung der Reorganisation gegen das Budgetrecht des Abgeordnetenhauses eine Revolution herbeiführen werde, die den Thron, die Dynastie bedrohe; es sei, so sagte man dem Thronfolger, für die Erhaltung des Throns von entscheidender Wichtigkeit, daß die Bevölkerung die Gewißheit erlange, es werde der Regierung des Königs ein entschieden liberales, die Verfassung zu voller Durchführung bringendes Regiment folgen.

Nachdem es Anhängern dieser Auffassung gelungen war, den Kronprinzen bezüglich der bekannten Preßordonnanzen vom 1. Juni 1863 zu öffentlichem Aussprechen seines Gegensatzes zur Regierung zu veranlassen, erklärte ihn die fortschrittliche Presse als den Ihrigen, sie drängte sich mit Enthüllungen, Auslegungen und Ratschlägen zwischen ihn und den damals noch versöhnlich gestimmten königlichen Vater. Dieser Betrieb wurde fortgesetzt. Auch während der Verhandlungen über das Schicksal der Herzogtümer und während der den Krieg von 1866 vorbereitenden Differenzen zwischen Preußen und Oesterreich wurde der Kronprinz von der die Politik Bismarcks bekämpfenden Presse auf Kosten des in Preußen herrschenden Systems gefeiert; es wurde gewissermaßen Beschlag auf ihn gelegt.

In welchem Umfange nach jener ersten Störung und unter diesen fortwährenden Eindrücken die kindliche Offenheit und Unbefangenheit und das väterliche Vertrauen wiedergekehrt sind, die dem Kronprinzen eine aktive Teilnahme an den Regierungsgeschäften erleichtert haben würden, darüber vermögen wir nicht zu berichten.

Gewiß aber war es nicht zu verwundern, daß der in reifen Jahren stehende, der Sympathie der Bevölkerung genießende Kronprinz, den ein Kreis von Vertrauten und Anhängern im Namen des deutschen Volkes zu versichern nicht müde geworden war, auf seine Regierung sei die Hoffnung aller wahrhaft freisinnigen Patrioten, aller Männer von unbefangnem politischen Urteil gerichtet, in trüber Entmutigung zur Seite trat, als er die immer steigenden Erfolge der Personen erleben mußte, über deren System als Bringer einer bessern Zeit zu triumphiren man ihm unablässig in Aussicht gestellt hatte!

Der Vereinigung von Objektivität und Pietät, die Freytag in seiner Darstellung zu erreichen geglaubt haben mag, würde verlangt haben, daß er den von ihm beigebrachten Erklärungen für das melancholische Zurseitestehen des Kronprinzen die Erwähnung dieser Hergänge hinzugefügt hätte, die seiner weit zurückreichenden Erinnerung wohl zu Gebote standen. Es würde damit der Wahrheit ihr Recht geschehen und das Mitgefühl für den Fürsten nur erhöht worden sein, „dem die Krone, die er einst so heiß für sein Geschlecht und für sich ersehnt, nur wie der Lichtschein im Bilde den Märtyrer krönt, aufs Haupt sank."

Bei der Achtung, die wir Freytags hochbedeutender litterarischer Lebensarbeit zollen, konnten wir nur mit Schmerz in seiner neuesten Publikation vermissen, was nach unsrer Ueberzeugung die Pietät für seinen Gegenstand und dessen historische Würde verlangte. Möchte wenigstens der mehr und mehr sich kundgebende Eindruck der Schrift auf alle ernsten Leser zur Entmutigung der herrschenden Tendenz führen, zwecklose, indiskrete und das Zartgefühl verletzende Veröffentlichungen darzubieten.

* *

Was thun wir gegen die Sozialdemokratie?

Uebersicht: 1. Zur Einleitung; 2. Naumanns Arbeiterkatechismus

1. Zur Einleitung

Es ist unserm Blatte der Vorwurf gemacht worden, als nähme es, sobald es sich mit der sozialen Frage beschäftigt, einseitig für die Arbeiter Partei. Wir weisen diesen Vorwurf mit gutem Gewissen zurück; wir werden auch in Zukunft keine andre Haltung einnehmen können.

Unser Blatt wird für die Gebildeten geschrieben; an deren Gesichts- und Interessenkreis wendet es sich auf jeder seiner Zeilen. Es ist klar, daß wie alles, so auch die soziale Frage, besonders die Arbeiterfrage, in einem ganz andern Lichte vor Gebildeten und Besitzenden verhandelt werden muß als vor den Arbeitern selbst. Schrieben wir für diese, müßten wirs freilich ganz anders anfangen. Leichter wäre es jedenfalls nicht. Ja ich stehe nicht an, zuzugestehn, daß zur Zeit vor den Arbeitern eine erfolgreiche Erörterung überhaupt ausgeschlossen erscheint. Dazu sind sie innerlich viel zu sehr und zu leidenschaftlich beteiligt; dazu gehn die Wogen des Kampfes zu hoch. Das Einzige, was wirkt, ist Handeln, Helfen. Und das vermag nur das oberste Drittel unsrer Bevölkerung. Bei diesem steht die Verantwortung und Entscheidung der Zukunft. Darauf wird schließlich alles ankommen, ob unser gebildeter und besitzender Bürgerstand Einsicht und Scharfblick genug besitzt, um die entscheidenden Aufgaben der Zeit unter den nebensächlichen zu erkennen, und ob ihm die Selbstlosigkeit und sittliche Größe innewohnt, um diese mit Opfern, selbst hohen Opfern, ohne die es nicht abgehn wird, zu lösen.

Heute scheint es noch nicht so; heute schläft jenes Drittel unsers Volkes noch, es allein noch. Wir wissen ganz genau, was für einen schweren Vorwurf wir damit erheben. Aber wir können das Wort nicht zurücknehmen. Die soziale Frage steht zwar auf der Tagesordnung; alle Tagesblätter sind voll von ihr; alles redet von ihr. Aber eben, man redet nur; nur der Schein ist gegen das Recht unsrer Beschuldigung. Es ist bezeichnend, daß die Menschen des vielgerühmten Zeitalters der Humanität, die freilich ihre glänzendsten Früchte auf Bazaren, Bällen, Konzerten, Garten- und andern Festen zeitigt, meist gar keine Ahnung von der Not haben, gar nicht wissen, wie eng es, sittlich und materiell, im Volke zugeht, wie hart das Leben da unten drückt. Das macht, die persönliche Fühlung, die innerliche Anteilnahme mit dem Volke ist verloren. Es fehlt auch heute noch an Liebe, die aus der Tiefe selbsterlebten Glaubens herauswächst und nicht glücklich ist, wenn andre daneben darben; es fehlt die Kraft der Selbstlosigkeit, die freudig Opfer bringt, wo immer — und nicht bloß in Kriegszeiten — es dem Vaterlande gilt; es fehlt die Hingabe an das große Ganze, das Bewußtsein der Mitverantwortlichkeit, die Macht idealer Gedanken, die den Einzelnen fortreißt und über sich selbst zur Höhe gemeinsamen Handelns erhebt. Es sind auch heute nur erst verhältnismäßig kleine Kreise und einzelne Männer, die dieser Vorwurf nicht trifft.

Demgegenüber ist einem Blatte wie dem unsern sein Weg klar vorgezeichnet. Es ist auf diesem Gebiete seine vornehmste Aufgabe, jenes Drittel unsers Volkes aus der Gleichgiltigkeit wecken zu helfen, die Herzen für das ergreifende Ringen des Volkes zu erwärmen, alle zur That, zur Mithilfe aufzurufen. Darum hat es mit rücksichtslosem Freimute immer wieder die Lage des Volkes in ungeschminkter Wirklichkeit zu schildern, auf der einen Seite die ganze drückende wirtschaftliche und gesellschaftliche Abhängigkeit des Arbeiters und niedern Beamten von seinem Brotherrn, die Unsicherheit seines Verdienstes, die Zerrissenheit seines Familienlebens, das Wohnungselend, die Glaubenslosigkeit und Kirchenfeindschaft, den Haß gegen die Besitzenden — auf der andern Seite das viele Gute und Edle,

das trotz alledem in diesem Volke lebt: die Treue im Beruf, die Schlichtheit, die kernige Kraft, die Ehrenhaftigkeit, sich bei allem Mangel anständig durchzubringen, vor allem die Zähigkeit und Ausdauer der Frau, den kindlichen Idealismus, den Opfermut für eine bessre Zukunft.

Zu Anfang dieses Jahres hat uns freilich ein wohlgesinnter Freund vor solch freimütigem Vorgehn gewarnt: er meinte, ein so junges Blatt, wie das unsre immer noch ist, geriete dadurch in Gefahr, einen großen Teil seiner Leser zu verlieren. Allein diesen Rat befolgen, hieße dem Charakter unsrer Leser ein schlechtes Zeugnis ausstellen; und wir selbst würden uns damit auf die gleiche niedrige Stufe der zahllosen Durchschnittsblätter herabwürdigen, die sich in ihrer Haltung allein durch materielle, bestenfalls parteipolitische Rücksichten bestimmen lassen, und deren Charakterlosigkeit wir eben durch unser eignes Beispiel zu bekämpfen bemüht sind. Und darum können wir in den sozialen Wirren der Gegenwart keinen andern Weg als bisher einschlagen; es ist uns Gewissenssache, so und nicht anders zu reden und zu handeln. Deshalb bleibt es auch in Zukunft unser Beruf, das gute, sittliche Recht der gegenwärtigen Volksbewegung rückhaltlos zu bezeugen und zu beweisen, aber zugleich auch die großen Gefahren fest im Auge zu behalten, die sie begleiten und den Bestand unsers deutschen Volkes bedrohn. Und unsre oberste Forderung bleibt die: durchgreifende wirtschaftliche Reformen und sittlich-religiöse Erneuerung. Aber wie die Erfahrung erweist, die letztere nicht ohne die erstern und nicht vor den erstern: mens sana in corpore sano. Wohl sind wir uns dabei voll bewußt, daß es nicht die Aufgabe unsers Blattes sein kann, sich selbst in die einzelnen wirtschaftlichen Probleme zu vertiefen und zu verwickeln oder gar ein eignes alleinseligmachendes Programm aufzustellen. Aber es hat mit dafür zu sorgen, daß wo ein Schritt zur Besserung geschehn, ein Reformversuch unternommen werden soll, der Geist des Christentums, der Geist der Liebe, der Pflicht- und Berufstreue diese Versuche durchdringt, damit die Selbstsucht aus dem heute entarteten wirtschaftlichen Leben verschwindet und so das vielberufne Schlagwort von der Wiedergeburt des christlichen Volkslebens auf allen Gebieten zur endlichen Wahrheit wird. Und ebenso hat es, ein treuer Wächter, jedes Wort, jede Schrift, jede That freudig und fördernd zu begrüßen, die wirklich in eben diesem Geiste praktischen Christentums gethan wird und so die neue Zeit größrer wirtschaftlicher Gleichheit und sozialen Friedens heraufführen hilft. Unter solchen Umständen müssen auch die schweren Verirrungen, deren sich ohne Zweifel die Arbeiter in den wirtschaftlichen Kämpfen schuldig machen, nur ein neuer Antrieb zur Mitarbeit sein; bloße Anklage und sittliche Entrüstung darüber ist zwar billig, augenblicklich aber wirkungslos, jedenfalls in einem Blatte nicht angebracht, das für die Kreise bestimmt ist, die auch in diesem Falle die größre Hälfte der Schuld trifft, weil sie, obwohl dazu verpflichtet, es bis heute größtenteils unterlassen haben, die Ursachen jener Verirrungen zu beseitigen.

Mit dem eben Erörterten sind zugleich die Gesichtspunkte gegeben, unter denen wir die jüngste Broschüre des unsern Lesern besonders durch seine drei Artikel über die Zukunft der innern Mission*) bekannt gewordnen Pastors Naumann von Langenberg: Was thun wir gegen die glaubenslose Sozialdemokratie? besprechen möchten. Wir benutzen zugleich die Gelegenheit, um zuvor endlich das versprochne Urteil über seinen vielgenannten Arbeiterkatechismus abzugeben.

2. Naumanns Arbeiterkatechismus**)

Was hat Naumann mit seinem Arbeiterkatechismus beabsichtigt? Man ist seit Luther gewöhnt und geneigt, unter

*) Diese Artikel hatten in Nr. 51 des vorigen Jahrgangs eine eingehende Entgegnung gefunden. Die Fortsetzung derselben findet sich im diesjährigen Januarheft der Schäferschen Monatsschrift für innere Mission: Ueber die Zukunft der innern Mission. Von Dr. H. von Schubert. D. H.

**) Arbeiterkatechismus oder der wahre Sozialismus. Seinen arbeitenden Brüdern dargebracht von Fr. Naumann, Pastor in Langenberg bei Hohenstein, Kgr. Sachsen. Kalw und Stuttgart, Verlag der Vereinsbuchhandlung, 1889; Preis 40 Pfge., 100 Exemplare 30 Mark.

Katechismus schlechthin die evangelische christliche Lehre zu verstehn, wie sie der Reformator aus den zehn Geboten, den drei Artikeln, dem Vaterunser u. s. w. kurz und bündig zusammengestellt hat. Doch geht ein andrer Sprachgebrauch daneben her. Ein Katechismus ist überhaupt jedes Lehrbuch, das, wie Luther sagt, „in kleiner, schlichter, einfältiger Form,“ in knappster, gemeinverständlicher Sprache, sämtliche allgemein giltige und unumstößliche Grund- und Hauptsätze irgend eines Gebietes zusammenfaßt. Eine ganze Reihe solcher Katechismen weist unser Büchermarkt auf. Warum sollte es nicht auch einen Katechismus geben, in dem der Arbeiter die unerschütterlichen Grundgesetze, auf denen das gesamte moderne wirtschaftliche Leben der Völker ruht, dargestellt, ihre Notwendigkeit erwiesen, die daraus zu folgernde Richtschnur für sein Verhalten bezeichnet und die Ziele klar und überzeugend aufgestellt findet, die für ihn und seine Genossen zur dauernden Besserung ihrer Lage jederzeit und unumgänglich zu erstreben sind? Ein solches Buch ist von vornherein wohl denkbar, und ein solches, keine modernisirte, für Arbeiter zugeschnittne Glaubenslehre hat Naumann augenscheinlich schaffen wollen.

Hat er das Ziel erreicht? Unsers Erachtens nein. Er konnte es auch gar nicht. Heute ist es überhaupt nicht möglich, einen Arbeiterkatechismus in jenem Sinne zu schreiben. Ein solcher wird stets nur das Ergebnis einer längern Entwicklung sein können. Wir aber stehn heutzutage erst am Anfange der neuen, und es läßt sich noch gar nicht übersehn, wohin sie treiben, welche Früchte sie bringen, wo sie Halt machen wird. Heute ist auf diesem Gebiete noch alles in unklarem Gären und Ringen. Die fundamentalsten Grundgesetze des Wirtschaftslebens, die zum Dogma geworden waren, scheinen erschüttert; die verschiedensten Regungen und Bewegungen machen sich geltend; die entgegengesetztesten Motive und Interessen platzen auf einander. Ich erinnre an die Wirtschaftspolitik der Reichsregierung, an die Zukunftsträume der Sozialdemokraten, an die Theorien der Nationalökonomen, an die Reformversuche einzelner Arbeitgeber, an die sozialen Programme der Antisemiten, der Christlichsozialen, der katholischen Wirtschaftspolitiker. Welche Gegensätze! Und wer, was wird durchdringen, was wird dem Volke hiervon dauernde Errungenschaft und Wohlthat werden? Es wird auch hier so sein, wie immer in der Geschichte: aus der ganzen Fülle dieser Strömungen, aus dem Gewoge der Gegensätze heraus wird das Neue, Echte, Bleibende sich gestalten. Wann das sein wird? Heute sind wir noch mitten im Streite; auch den Arbeitern können wir nichts Bessres raten, als mitzuringen, mitzuhelfen, daß das Ziel bald erreicht wird. Daß sie im rechten Geiste, mit den rechten Waffen, unter den rechten Führern streiten, müssen wir, das allein können wir ihnen nur sagen. Ein Arbeiterkatechismus in obigem Sinne scheint mir darum zur Zeit noch nicht möglich. Es gehört hierher, was Schulze-Delitzsch im Vorworte seiner Kapitel zu einem deutschen Arbeiterkatechismus*) sagt:

> So möge denn mein Büchlein als das, was es sein soll, vor die Oeffentlichkeit treten: als Beitrag zu einem Werke, einer That der Zukunft. Der deutsche Arbeiterkatechismus, dem es in einigen Kapiteln vorarbeiten helfen will, er ist bereits in Angriff genommen, überall wo sich der Geist regt in den arbeitenden Schichten unsers Volkes. Ihn schreibt kein Einzelner, nicht ich, nicht ein Andrer; er wird überhaupt nicht bloß geschrieben, er wird gedacht und empfunden im Kopf und Herz aller tüchtigen Elemente des Standes. Gemeinsam arbeitet man daran in der Unzahl von Vereinen, in jeder Schule und Werkstätte, wo Arbeiter bemüht sind, sich zu Bildung und Wohlstand emporzuringen. . . .

Aber kann dann Naumanns Katechismus nicht wenigstens in diesem Sinne verstanden und gewürdigt werden, als Beitrag, als Material zu dem Arbeiterkatechismus der Zukunft? Auch dann könnte ich ihn in der vorliegenden Form nicht billigen. Ich weiß, ich habe in diesem Punkte nicht die Zustimmung aller hinter mir. Ich gebe das Urteil hierin auch frei. Aber ich persönlich kann mich mit dem Gedanken nicht vertraut machen, daß der Theologe der Gegenwart aktiver Wirtschaftspolitiker sein soll. Das ist aber Naumann in seinem Buche. Er stellt irgendwieweit selbständig ein wirtschaftliches

*) Sechs Vorträge vor dem Berliner Arbeiterverein. Leipzig, Verlag von Ernst Keil, 1863.

Programm auf. Dafür spreche ich ihm so lange das Recht ab, als Berufnere dazu bereit und an der Arbeit sind. Und das ist doch Gott sei Dank reichlich der Fall. Unsre Nationalökonomen, unsre Regierungen sind im allgemeinen mit einem Ernste hiermit beschäftigt, der auch vom sittlich-religiösen Standpunkt Dank verdient.*)

Vielleicht bestreitet mir der eine oder andre, daß Naumann wirklich ein solches Programm entwickelt. Dann vergleiche man bloß die Ueberschriften der vierzehn Kapitel seines Buches: 1. Was ist Sozialismus? 2. Das eherne Lohngesetz; 3. Gleichheit und Freiheit; 4. Das Privateigentum; 5. Die Beschränkung des Kapitals; 6. Das Eigentum der persönlichen Rechte; 7. Der Sonntag; 8. Das Familienleben; 9. Neue Bedürfnisse; 10. Reaktion und Revolution; 11. Kaiser und Reich; 12. Die christliche Kirche; 13. Die Bibel als Arbeiterbuch; 14. Christliche Arbeitervereine. Schon darnach muß die Hälfte des Buches die Erörterung wirtschaftlicher Fragen und die Aufstellung wirtschaftlicher Forderungen zum Inhalt haben. Das ist aber nicht Sache des Nichtfachmanns, am wenigsten des Theologen. Schon deshalb, weil der Theologe damit in das Getriebe der Parteibewegung hineintritt. Und wir sehen an Stöcker trotz seiner Erfolge, wie das verwirrt. Ich wüßte nicht, wohin es führen sollte, wenn alle Theologen sich Stöckers sozialpolitische Thätigkeit, die m. E. immerhin vor zehn Jahren und in Berlin eine Notwendigkeit war, zum Muster nähmen. Naumann bekennt sich aber mit dem einzigen wichtigen, nach außen freilich wenig wertenden Unterschiede, daß er seine wirtschaftlichen Forderungen nicht aus der Bibel zu entwickeln und zu begründen versucht, in seinem Arbeiterkatechismus selbst zur Partei der Christlichsozialen; und eine große christlich-soziale Arbeiterpartei, wie sie in Berlin vergeblich versucht worden und in den evangelischen Arbeitervereinen jetzt in Bildung begriffen scheint, ist es, die er anstrebt. Thatsächlich sind seine wirtschaftlichen Sätze auch bereits sachverständigem Widerspruch begegnet. So ist uns von einem Fabrikdirektor eine Besprechung des Arbeiterkatechismus zugegangen, die in einzelnen Punkten scharf gegen Naumann auftritt. Ob mit Recht oder Unrecht, kommt erst in zweiter Linie in Betracht; das Entscheidende ist, daß über seine Ansichten überhaupt gestritten wird. Ich selbst würde dies ebenfalls thun müssen, wenn ich meine dilettantische Meinung zu äußern mich berufen fühlte. Uebrigens handelt Naumann im Gegensatze zu seinen eignen Worten; denn er sagt selbst an der einen Stelle seines Katechismus:

> Die Kirche ist mit keiner politischen Partei verknüpft. Sie hat ihre Glieder in allen Parteien und steht selbst über den Parteien.

Dieser Satz hat im weitesten Umfange Geltung, vornehmlich für einen Theologen und Pastor. Wenn einer, so ist dieser der Vertreter der Kirche und, was mehr ist, Träger evangelischen Christentums. Wie jedes Christen, so hat auch sein ganzes Denken und Handeln der Geist des Evangeliums zu durchdringen; er sieht auch das soziale Leben nur im Lichte des Evangeliums. Dieses ist der einzige Maßstab, den er an seine Umgebung zu legen hat, und womit immer er sich beschäftigt, er muß das Größte und Kleinste in Beziehung zu diesem alles beherrschenden Mittelpunkte seines Lebens setzen. Sein Verhältnis zu Gott, sein Glaube, bestimmt sein Verhältnis zur Welt, auch sein Verhältnis zu den sozialen Wirren der Gegenwart. Der Pastor wird sich darum mit Fug und Recht immer nur mit ihnen auf dem sittlich-religiösen Boden beschäftigen können. Auf diesem Boden ist er Fachmann; hier erwächst ihm eine Fülle von Aufgaben.

Den sozialen Kämpfen von heute liegt zutiefst die Sorge um das Irdische zu Grunde; der Materialismus, freilich vielfach in veredelter und berechtigter Form, ist doch schließlich ihre mächtigste Triebkraft. Darum ist es der Kirche und ihrer Vertreter vornehmste Aufgabe, die weltüberwindende Macht des evangelischen Glaubens dem entgegenzusetzen. Es giebt auch heute noch eine Welt, in der man keine soziale Frage, kein soziales Elend kennt. In diese Welt führt uns ein, in ihr erhält uns allein der aus dem Bewußtsein der eignen Sündhaftigkeit und Schwäche herausgeborne Glaube an Jesus Christus den Gottessohn, ihren Begründer. Und dies Reich Gottes ist auf Erden mitten unter uns, ist nicht weniger wirklich als jene andre, sichtbare, sündige Welt voll sozialer Gegensätze. Hier gilt: „Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde." Wenn ich nur trocknes Brot habe, so esse ich es eben und glaube doch und bin glücklich und in meinem Gott vergnügt. Was wir in den Vordergrund aller Wortverkündigung setzen, was wir unablässig fordern müssen, ist Heroismus des Glaubens, der in allem sozialen Elend dauert, der erst dann wirklicher Glaube wird, wenn er sich in Not bewährt.

Dies das Eine. Aber der Glaube ist nicht weltbefreiend und weltüberwindend allein, er ist zugleich weltdurchdringend, weltdurchheiligend. Er hat wohl im Jenseitigen seinen Grund und die Quelle seiner Kraft, aber er sucht im Diesseitigen, Sichtbaren seine Bethätigung. Lebendiger Glaube schließt notwendig Gleichgesinnte zu einer Gemeinde zusammen und zwingt innerhalb ihrer den Einzelnen zu kraft- und zielvollem Wirken. So wächst aus dem Mittelpunkte des evangelischen Heilsglaubens zugleich für unsern irdischen Wandel der doppelte Begriff der Gemeinschaft und der Berufsarbeit heraus. Diese beiden aber sind zugleich auch die Grundpfeiler unsrer ganzen heutigen Verkehrsordnung. Der Einzelne tritt wirtschaftlich zurück: die Gesamtheit ist ausschlaggebend, und durch seine Berufsstellung ist dieser ihr eingegliedert. Damit ist der feste innre Zusammenhang der christlichen Grundgedanken mit dem heutigen Volksleben hergestellt; die Kanäle sind da, es erübrigt, die reformatorische Kraft jener in dieses überzuleiten, dieses von jenen durchdringen zu lassen. Daß übrigens diese beiden Begriffe der Gemeinschaft und Berufsarbeit die erwähnte Bedeutung besitzen, kann hier nur angedeutet werden. Ich stelle beispielsweise das jetzige ausschließlich auf dem Arbeitsvertrag beruhende, kalte Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeiter neben das Bild einer auf gegenseitiger Liebe und Achtung begründeten, durch das Bewußtsein der Verantwortung und Fürsorge getragnen christlichen Gemeinschaft; ich vergleiche die niederdrückende Mißachtung des eignen Berufs durch den kleinen Mann mit der gewaltigen Lehre Luthers von dem Adel jeder Arbeit als eines Gottesdienstes, um zu zeigen, welche Wandlung eine strenge Uebertragung dieser christlichen Grundgedanken in die Welt von heute hervorrufen würde.

Aber wozu das alles? Um zu zeigen, wo allein die Aufgabe der Kirche und des evangelischen Pfarrers gegenüber der sozialen Frage liegt. Sie ist, recht verstanden, die bedeutungsvollste von allen; denn sie giebt der heutigen sozialen Bewegung ihre sittliche Kraft und zeichnet ihr den Weg ihrer Entwicklung vor. Natürlich wird der Theologe auch diese Arbeit nicht ohne eingehende Beschäftigung mit der modernen Volkswirkschaft, vornehmlich nach der ethischen Seite hin, thun können; auch wir fordern darum von ihm solches Studium, selbst wenn es seinen persönlichen Neigungen ferne liegt. Aber das soll immer nur die Unterlage seiner eigentlichen Arbeit, eben der sittlich-religiösen Beeinflussung der modernen Entwicklung bleiben. Wie diese letztre sich dann im einzelnen vollzieht, ist Sache der Nationalökonomen; sie geschieht jedenfalls dann unter dem zwingenden Einfluß christlicher Grundsätze und muß darum günstig verlaufe. Und auch allein in diesem Sinne ist heute schon ein Arbeiterkatechismus möglich, ja heute unumgänglich nötig. Ein solcher müßte jedenfalls die oben nur angedeuteten Gedanken zu Grunde legen und vor allem sich mit seinem ganzen Inhalt auf dem Begriffe des wahren Sozialismus eben im Sinne von Gemeinschaftlichkeit aufbauen.

Auch Naumann hat die eben angegebne Definition des Sozialismus einmal. Aber sie wird nur beiläufig gebracht, sie beherrscht keineswegs als leitender Gedanke das Ganze. An einer andern Stelle bezeichnet er ihn auch als die Versuche, größre wirtschaftliche Gleichheit herzustellen. Man sieht, er geht das eine Mal vom wirtschaftlichen, das andre Mal vom sittlich-religiösen Standpunkte aus. Eben an diesem Zwiespalt leidet sein ganzes Buch; es bekommt so ein Doppelangesicht, das uns

*) Dabei bleibt bestehn, was ich anfangs über die ausschlaggebende Haltung des breiten Mittelstands gesagt habe.

aus jedem Kapitel ansieht. Wo immer er im letztern Sinne schreibt, hat er meine vollste Zustimmung; wenn er von den persönlichen Rechten der Arbeiter, dem Sonntage, dem Familienleben redet, ists eine Herzensfreude, seinen Worten zu lauschen. Ueberhaupt ist es bewundernswert, wie Naumann die Sprache in der Hand hat, wie scharf und populär er zu schildern weiß. Jedes Wort schlägt dort ein, nicht zum mindesten die überaus glücklich gewählten zusammenfassenden Fragen und Antworten am Schlusse jedes Kapitels.

Aber der hohe Wert, den sein Arbeiterkatechismus trotz aller vorhergehenden Ausstellungen hat, liegt doch nicht hier. Er liegt in der aus der Angst um des Volkes Not herausgebornen Hingabe an die größte Aufgabe unsrer Zeit, in dem offnen Freimut, mit dem er Für und Wider erörtert und Mißstände auf beiden Seiten geißelt, in der in dieser Weise bisher ungekannten Bereitwilligkeit, rückhaltlos den Gedrückten Recht zu geben und für sie einzutreten, da wo sie es nach seiner Meinung verdienen. Er steht damit im glänzenden Gegensatze zu dem norwegischen evangelischen Bischof Essendrop, der angesichts der grenzenlosesten, bei uns ungekannten Ausbeutung der bejammernswerten Arbeiterinnen in den norwegischen Schwefelholzfabriken auf die an ihn gerichtete Aufforderung Björnsons hin es ablehnte, für die Unglücklichen Partei zu nehmen, „da ihm ein parteiisches Eingreifen durch seine amtliche Stellung versagt werde.“ Mag immerhin Naumann hie und da zu weit gegangen sein; aber daß ers gewagt hat, ist eine That, die in unsrer Zeit viel wert ist. Das hat selbst der verbissnen sozialdemokratischen Presse, die sonst prinzipiell nur Spott und Verachtung für jede Reformbestrebung auf gegnerischer Seite kennt, achtungsvolle Anerkennung abgenötigt; das hat, was mehr gilt, manchem verbitterten Arbeiter das Vertrauen auf die Hilfsbereitschaft der höhern Kreise wiedergeschenkt; das sollte, das Beste, diese letztern selbst die Opferfreudigkeit und die Hingabe lehren, mit der sie allein die soziale Frage werden lösen können. Wie das Buch nun einmal ist, ist es mehr für diese als für Arbeiter geeignet. Wir empfehlen es darum von neuem aufs dringendste gerade unsern Lesern zur Beherzigung. P G

Die diesjährige Generalsynode der Brüderkirche

2. Die Verhandlungen

Die Lehre. Die Brüdergemeine hat grundsätzlich kein formulirtes Bekenntnis. Jedoch veranlaßten die Verhandlungen über ihre Anerkennung in Sachsen und später in Preußen den Beweis anzutreten, daß man sich in wesentlicher Uebereinstimmung mit den Bekenntnissen der lutherischen Kirche befinde. Und man hatte dazu volles Recht, auf Zinzendorfs Stellung und den Grundcharakter der meisten deutschen Gemeinden gesehen. Aber von den Gemeinden in der Schweiz, Holland, Amerika galt es natürlich nie, daß sie sich im engern Sinne zur Augustana bekannt hätten. Ja selbst in den deutschen Gemeinden wird nicht nur niemand auf den Wortlaut verpflichtet, sondern man hält es ja gerade für ein Kleinod, daß lutherisch und reformirt Gerichtete volle Glaubens- und kirchliche Lebensgemeinschaft haben. Darum wurde der schon früher beanstandete Ausdruck im „Synodalverlaß,“ dem kirchlichen Gesetzbuche der Unität: „Die Brüdergemeine bekennt sich zu den einundzwanzig Artikeln der Augsburgischen Konfession“ dahin abgeändert:

> Die Brüdergemeine erkennt, daß in den einundzwanzig Artikeln der Augsburgischen Konfession als dem ersten und allgemeinsten Bekenntnis der evangelischen Kirche die Hauptstücke des Glaubens klar und einfach ausgesprochen sind.

Sachlich ist damit augenscheinlich nichts geändert, sondern nur dem Thatbestande ein unmißverständlicher Ausdruck gegeben. Die Befürchtung, es könne dieser Beschluß als eine Art Lossagung von der nahen Fühlung mit den deutschen Landeskirchen aufgefaßt werden, konnte u. a. mit dem Hinweise auf verschiedne liturgische Formulare zurückgewiesen werden, in denen der wesentliche Inhalt des kirchlichen Bekenntnisses unzweideutig und zwar so ausgesprochen ist, daß jeder nicht gerade extreme Lutheraner damit einverstanden sein kann.

Im übrigen zeigte auch diese Synode wieder deutlich die der Brüdergemeine eigentümliche Stellung zu den Lehr- und Bekenntnisfragen. Es fand sich unter den Synodalen naturgemäß manche Verschiedenheit des theologischen oder kirchlichen Standpunktes: statt diese zu erörtern, bekannte man sich durch den Gesang eines Chorals zu den im Synodalverlasse zusammengefaßten praktischen Heilswahrheiten, und für eine offne brüderliche Aussprache wurde eine Sitzung bestimmt, in der auf mannigfaltige Weise bußfertig die Schäden und Mängel des Gemeinlebens anerkannt, aber auch dankbar die Bezeugungen des Geistes Gottes gepriesen wurden. In freudiger Einmütigkeit bekannte man sich zum „Wort vom Kreuz, dem Grunde aller Lehre.“ Strenge Anhänger bestimmten Bekenntnisses werden bei solcher Behandlung der Lehrfragen Klarheit und Schärfe vermissen. Aber ist nicht eine kirchliche Gemeinschaft glücklich zu preisen, die also thun kann? Jedenfalls sieht die Brüderkirche in dieser zentralen Behandlung der Lehrfragen eines der ihr eigentümlich anvertrauten Pfunde, mit dem sie wuchern soll. —

Die Verfassungsfragen können wir im allgemeinen füglich übergehen. Es handelte sich vornehmlich um weitre Ausgestaltung der Selbständigkeit der drei Provinzen innerhalb der Einheit. Jedenfalls aber war man entschlossen, an der Unität, an dem Einheitsbande der drei Hauptzweige der Brüderkirche festzuhalten. War die Unität doch auch auf dieser Synode wieder praktisch zu so erhebendem Ausdruck gekommen.

Bei Behandlung der Verfassung kam auch die Anwendung des Loses zur Besprechung. Da nun gerade dieser Losgebrauch vielfach nicht nur Gegenstand des Spottes, sondern auch der Bedenken seitens ernster Christen gewesen ist und darüber noch heute in weiten Kreisen irrige Vorstellungen bestehen, so ist es wohl angezeigt, auf diesen Punkt näher einzugehen. Zinzendorf hatte sich des Loses in ausgiebigster, aber auch freister Weise bedient, um da, wo ihm eine innre Stimme, das nach ernstem Gebet gewonnene „Es ist mir so“ keine Anweisung gab, den Willen seines Herrn zu erfragen. Als nun der geniale Mann seine Augen geschlossen hatte, wurde namentlich unter dem Einflusse Köbers, eines sonst sehr verdienten Bruders von strengem Rechtssinn, ein sogenanntes Losreglement festgestellt, d. h. Bestimmungen getroffen, um der Willkür vorzubeugen und den kirchlichen Behörden Anweisungen zu geben, in welchen Fällen sie verpflichtet seien, das Los anzuwenden. Kaum aber war diese Ordnung gegeben, so begann teils von England und Amerika, teils aus dem Kreise der deutschen Gemeinden eine Gegenströmung. Es fiel z. B. schon am Anfang dieses Jahrhunderts nach und nach der Losgebrauch bei der Heirat weg, und so ein Stück um das andre. Am längsten erhielt sich das Los bei Aemterbesetzung und Aufnahme neuer Mitglieder. Aber auch hier wurde es mehr und mehr teils freigestellt, teils auf besondre Fälle, wie Bischofswahl und Berufung in die Oberbehörde, beschränkt. Aber gerade diese Freiheit, die bei einem einzelnen Manne wie Zinzendorf in dem souveränen Rechte des persönlichen Glaubens ihre innre Berechtigung finden konnte, wurde für eine kollegiale Behörde der Einzelgemeinde und der ganzen Kirche zu einer unerträglichen Last, ja zur Gewissensbeschwerung. Denn ganz abgesehn von der persönlichen Stellung des Einzelnen zur Frage nach der Berechtigung des Losgebrauches ist es für eine Mehrzahl überaus schwer zu entscheiden, ob ein Fall derart ist, daß dies Mittel, den Willen des Herrn zu erfragen, am Platze sei. Die sich daraus ergebenden Gewissensnöte waren es in erster Linie, die wie zu den bisherigen Einschränkungen so endlich diese Synode zu dem Beschlusse führten, das Los als amtlich geordnete Einrichtung fallen zu lassen und darum im Synodalverlasse nicht mehr zu erwähnen. Doch wurde in den „amtlichen Mitteilungen“ erklärt, daß damit nicht der Behörde das Recht genommen sei, sich des Loses zu bedienen, wenn sie es in besonderm Falle für angezeigt halte. Doch handle sie dann als gläubiger Beterkreis und sei über die Art des Zustandekommens ihres Beschlusses nach außen nicht Rechenschaft schuldig. Eine Empfindung vom Ernste des Augenblicks war in der Synode spürbar. Und mag man über die Berechtigung des Christen, sich des Loses zu bedienen, verschieden denken, doch wird man im Blick auf den

geschichtlichen Gang der Sache verstehn, daß man sich an dem Zeitpunkt, da man den letzten Rest dieses Gebrauches als eines amtlichen aufgab, doppelt fest in dem Entschlusse bestärkte, in unentwegtem Glauben der Leitung des himmlischen Herrn zu folgen. Tröstlich war wohl vielen dabei das Bewußtsein, daß eine geschichtlich ehrwürdige Einrichtung nicht willkürlich beseitigt, sondern nur das anerkannt wurde, was die geschichtliche Entwicklung selbst vollzogen hatte. Erinnerte man sich dabei dankbar des Segens, den der Herr auf den einfältigen Glauben der Väter gelegt, so vergaß man auch nicht dessen, daß bei einer so zart zu behandelnden Sache doch auch im Laufe der Zeiten mancher Fehler vorgekommen war. —

Die Unitätswerke, die von den drei Provinzen gemeinsam getrieben werden, sind die Arbeit in Böhmen, das Aussätzigen-Asyl in Jerusalem und vor allem die Heidenmission.

Es wird ja verständlich sein, daß die Brüderkirche Böhmen, dem Lande ihrer Väter gegenüber besondre Verpflichtungen fühlt. So haben sich denn seit etwa zwanzig Jahren unscheinbare aber doch langsam anwachsende Gemeinden namentlich um Pottenstein und Dauba gebildet, die seit der 1880 erfolgten Anerkennung der Brüderkirche in Oesterreich ihr stilles Wirken für das Evangelium besonders ungehindert betreiben können. Die Synode bekannte sich aufs neue zu dieser Arbeit, die übrigens nur durch freiwillige Beiträge erhalten wird, und beschloß sie thunlichst zu fördern. Das zweite äußerlich ebenfalls wenig umfangreiche Unitätswerk, das der Generalsynode untersteht, ist das Aussätzigen-Asyl in Jerusalem. Dieses Unternehmen, namentlich von der Freifrau von Keffenbrink-Ascheraden und deren Gemahl begründet, besteht seit 1869. Ein früherer Brüdermissionar war der erste Hausvater. Es gelang allmählich das Vertrauen der Aussätzigen zu gewinnen, sodaß die Zahl der im Asyl Hilfesuchenden wuchs. 1887 konnte ein neues, schönes Gebäude bezogen werden, in dem sich Ende 1888 19 Kranke, 8 Christen und 11 Muhammedaner, befanden. Das einem Aufsichtskomitee in Jerusalem unterstehende Asyl ist kürzlich endgiltig in den Besitz der Brüdergemeine übergegangen. Die Synode konnte sich dankbar des Segens freuen, der auf der unsäglichen Mühe der Hauseltern und ihrer Gehilfen geruht hat. Die Arbeit ist ja außer durch den abschreckenden Charakter der Krankheit oft noch durch das Benehmen der Pfleglinge erschwert; doch durften auch ermunternde Erfahrungen und Beispiele freudigen Glaubens berichtet werden.*) Eine besondre Freude war es, daß, als es an Gehilfinnen fehlte, auf einen Aufruf hin sich neun Schwestern aus der Brüdergemeine meldeten.

Das Hauptwerk der Unität ist bekanntlich die Heidenmission. Ihre Angelegenheiten nahmen darum an der Hand eines eingehenden, vorzüglichen Berichts der Missionsdirektion einen breiten Raum bei den Verhandlungen ein. Der dafür eingesetzte Ausschuß beschäftigte sich gründlich mit den zahlreichen vorliegenden Fragen, unterstützt durch die Abgeordneten der Missionsgebiete von Westindien, Afrika, Suriname. Selbst Labrador war gewissermaßen vertreten durch einen englischen Bruder, der voriges Jahr in Angelegenheiten des Handels dort gewesen, und von der Moskitoküste konnte ein besuchender Missionar berichten.

Wohl die ernsteste Frage war, welche Wege einzuschlagen seien, um die Gemeinden in den Missionsgebieten selbständig zu machen. Dies Ziel ist schon längst ins Auge gefaßt und auf seine Erreichung namentlich durch Gehilfenschulen hingearbeitet worden; nur daß sehr oft bisher der Erfolg den Bemühungen nicht entsprach. Immerhin aber konnte auf den dabei in Betracht kommenden Gebieten die Zunahme der eingebornen Gehilfen, Lehrer und Prediger mit Freuden begrüßt werden, und die Synode erteilte gern den in dieser Richtung gemachten Vorschlägen ihre Genehmigung. Auch die Förderung bezw. Anbahnung finanzieller Selbständigkeit wurde gründlich erörtert. In Bezug auf das ausgedehnte Gebiet von Westindien hatte die Generalsynode von 1879 schon ein Verfahren eingeleitet, von dem man hoffte, daß es bis 1889 zum Ziel geführt haben würde, indem der Zuschuß aus der allgemeinen Missionskasse auf eine bestimmte Summe festgesetzt wurde, die sich jährlich um den zehnten Teil vermindern sollte, sodaß 1889 der Zuschuß aufgehört und damit Westindien die Pflichten und Rechte einer sich selbst erhaltenden Unitätsprovinz bekommen hätte. Obwohl nun die dortigen Gemeinden die freudigsten und ernstesten Anstrengungen gemacht hatten, war es ihnen doch nicht gelungen, ihre kirchlichen Bedürfnisse in dem nötigen Maße selbst zu bestreiten, und zwar hauptsächlich in Folge kümmerlicher Erwerbsverhältnisse auf Grund der gedrückten Zuckerpreise. So konnte denn die Generalsynode unmöglich dieses älteste Missionsgebiet seinem Schicksal überlassen, sondern fand es billig, aufs neue eine allerdings bedeutend geringre Unterstützungssumme als 1879 zu zahlen, unter derselben Bedingung der jährlichen Abnahme um den zehnten Teil, in der Hoffnung, daß dann 1899 Westindien die von beiden Seiten gewünschte Selbständigkeit innerhalb des allgemeinen Unitätsverbandes werde erreicht haben. Bei den Verhandlungen darüber wurde mit Recht darauf hingewiesen, daß man bei Beurteilung dieser Verhältnisse nicht die 150 Jahre der Missionirung Westindiens, sondern nur die Zeit seit Aufhebung der Sklaverei in Betracht ziehen dürfe, da vorher weder moralisch noch finanziell die Selbständigkeit vorbereitet werden konnte. Freudig erkannte auch die Synode die jüngst von Nordamerika mit viel Begeisterung und Opferfreudigkeit in Angriff genommene Mission in Alaska an, die, obschon mit amerikanischen Mitteln und Kräften betrieben, doch der allgemeinen Missionsdirektion unterstellt ist. Besondre Teilnahme erweckte es, daß die Gattin eines Synodalen in Vertretung einer erkrankten Schwester auf ein Jahr in die eisige Einöde gegangen ist. Erhebend war ferner die Einmütigkeit, mit der man sich zu der Mission auf dem Himalaya bekannte. Obwohl die dortige Arbeit durch die hervorragenden sprachwissenschaftlichen und Uebersetzungsarbeiten Jäschkes erheblich erleichtert wurde, so muß doch das mühevolle Wirken dort seit 1853 bisher fast erfolglos genannt werden. Trotzdem beschloß man, glaubensfreudig auf diesem vorgeschobnen Posten des Evangeliums auszuharren. Wußte doch die Synode, daß damit ganz dem Wunsche der dort arbeitenden Brüder entsprochen wurde. Einstimmig war die Synode auch in dem Entschlusse, womöglich weiter in Heidenländer vorzudringen und damit wieder mehr eigentliche Heidenmission zu treiben, wozu die jüngsten Erfolge im Buschland Surinames und von der Moskitoküste aus ins Innre unternommene Reisen ermutigten. In letzterm Gebiete setzt freilich die katholische Regierung Nicaraguas dem Vordringen der Mission ernstliche Hindernisse entgegen. Es hatte auch an Aufforderungen zu Neugründungen von den verschiedensten Seiten nicht gefehlt. Aber so schwer es ist, solche Gesuche abzuweisen, und so dringend der Wunsch war, die „Seile weiter zu spannen,“ so wurde doch sehr verständigerweise ausgesprochen, man möge doch zunächst von den bereits besetzten Gebieten ausgehen, da u. a. eine weitre Zersplitterung der Arbeitsfelder der Missionsdirektion die Leitung in verhängnisvoller Weise erschwere. Die übrigen Missionsgesellschaften haben eins oder doch nur wenige Gebiete; die Brüdergemeine arbeitet an vielen und entlegensten Punkten, und schon jetzt ist der Ueberblick nicht leicht.

Dies der Gang und Hauptinhalt der Verhandlungen. Möge unsre Skizze einen kleinen Einblick in das Leben gegeben haben, das in der Brüderkirche pulsirt und auf einer Generalsynode zur Erscheinung kommt. Möge es der Unität selbst vergönnt sein, noch lange dazustehn als Zeugin von der Gnade im Blute Christi, von der Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens. Der Herr öffne ihr noch manche Thür, in die Heidenwelt die Botschaft von der Liebe Christi zu tragen.

—u—

*) Vergl. H. G. Schneider, Das Aussätzigenasyl in Jerusalem; bei H. Burkhardt in Berthelsdorf bei Herrnhut, 30 Pf. und den Artikel in diesem Blatte, Nr. 49 des ersten Jahrgangs.

Bücher und Schriften

(Drei kirchliche Festspiele für Weihnachten, Ostern und Pfingsten) von Friedr. Spitta. (Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel); Preis 1,80 Mk.

Es ist eine köstliche Weihnachtsgabe, die Fr. Spitta in seinen Fest-

spielen unserm evangelischen Volke geschenkt hat. Das Bedürfnis, diesem die großen Thaten Gottes, deren wir an unsern drei großen Festen gedenken, nicht nur durch die Predigt zum Bewußtsein zu bringen, sondern wie in jenen geistlichen Spielen vergangner Zeiten gleichsam lebendig vor Augen zu führen und so unmittelbar durch die lebendige Anschauung auf die Gemeinde zu wirken, dies Bedürfnis ist vielen in unsrer Zeit zum Bewußtsein gekommen; man hat auch, wenigstens in Bezug auf Weihnachten, schon versucht, es zu befriedigen; wer unter uns gedenkt nicht der unvergeßlichen Christfeiern im Gotteshause in seiner Jugendzeit? Aber für Ostern und Pfingsten fehlt es durchaus an entsprechenden Feiern, und es ist vielleicht nicht zu viel behauptet, wenn wir darin mit einen Grund dafür sehen, daß diese Feste nicht nur der Kinder-, sondern auch der Volksseele in immer größere Ferne zu verschwinden drohen. Spitta hat diese Lücke in ausgezeichneter Weise ausgefüllt: die unverkümmerte Geltendmachung der Gottesthaten, die den Mittelpunkt jedes Stückes bilden, wahrhaft evangelische Frömmigkeit, echt kindliche Sprache, lebendige und keusche Phantasie wie plastische Gestaltungskraft sind die Vorzüge dieser Spiele.

Das Weihnachtsspiel giebt nicht eine Darstellung der Geburt Christi, sondern ist aus den seit längerer Zeit bei uns üblichen Weihnachtsfeiern herausgewachsen; es galt, „hier nicht sowohl etwas Neues zu schaffen, als vielmehr die formlose Zusammenwürfelung sehr verschiedenartiger Stücke zu einer künstlerischen Einheit umzugestalten und dem Ganzen kirchlichen Stempel aufzudrücken." Der erste Teil: „Unter dem Tannenbaum" giebt die Vorbereitung durch die Predigt des Propheten, der zweite: „Die Krippe" die eigentliche Weihnachtsgeschichte, während der dritte: „Die Bescherung" die Bedeutung der großen Weihnachtsgabe darlegt.

Das Osterspiel führt uns im ersten Auftritt in den Kreis der trauernden Weiber und Jünger, die mit wenigen Versen, je nach ihrer Eigenart, trefflich charakterisirt werden. Im zweiten Auftritt befinden wir uns unter den Knechten und Mägden im Hofe des Hohenpriesters, die über des Nazareners Geschick spotten, bis sie durch die Botschaft der Grabeswächter in Schrecken gesetzt werden, während Nikodemus mit prophetischem Auge den Triumph des Auferstandnen auf der ganzen Erde schaut. In der dritten Szene geleiten wir die Weiber zum Grabe, die Jesu Leichnam salben wollen und den Herrn dann, nachdem seine Auferstehung ihnen verkündigt ist, vergeblich suchen. Im letzten Auftritt endlich drängt eine Freudenbotschaft über den Verlornen und nun Wiedergefundnen die andre, bis endlich der Auferstandne selbst unter ihnen erscheint. Jede dieser Szenen ist in einer andern und zwar durch ihren Charakter bestimmenden Versform, die einem entsprechenden kirchlichen Liede entlehnt ist, geschrieben, und jede klingt in eines dieser vier charakteristischen Lieder, auf deren Text vielfach in den einzelnen Auftritten angespielt wird, aus.

Die meisten Schwierigkeiten für die dramatische Gestaltung bot das Pfingstfest; aber auch hier sind diese meisterhaft überwunden. Da die Darstellung der Pfingstgeschichte sich von selbst verbot, so ist vielmehr das Wirken des Pfingstgeistes in der Menschheit zum Gegenstande des Stückes gemacht, und zwar ist dies abweichend von den beiden andern aus der Kirche in den Wald verlegt, und während Weihnachten und Ostern als Festspiele für Kinder gedacht sind, ist Pfingsten für die Erwachsenen bestimmt, weil hier Gedanken zur Darstellung kommen, die über den Kreis des Kinderverständnisses hinausliegen. Als handelnde Personen werden die Vertreter des germanischen Heidentums, des mittelalterlichen Katholizismus und des Protestantismus vorgeführt, und es wird die Notwendigkeit der Ueberwindung der beiden ersten Entwicklungsstufen dem Hörer zum Bewußtsein gebracht; an gewissen Ruhepunkten tritt das Gespräch der Kinder dazwischen, die sich das Gehörte zum Verständnis zu bringen suchen. Das Ganze klingt aus in das aus dem Mittelalter in die protestantische Kirche übergegangne Lied: Nun bitten wir den heiligen Geist.

Das in kurzen Zügen der Inhalt der Festspiele. Es ist nicht nötig, noch besonders hervorzuheben, daß unsre alten köstlichen Kirchenlieder treffliche Verwendung gefunden haben und so auch die zuschauende Gemeinde mit in den Kreis der handelnden Personen hineingezogen wird. Es wird sich schwer leugnen lassen, daß die Kirche auf diesem von Spitta betretenen Wege in ganz anderer Weise als bisher, namentlich der Jugend nahe kommen wird: wir kranken nicht nur an einseitiger Betonung der intellektuellen Momente im Kultus, sondern wir arbeiten oft nur zu sehr mit Worten, die zwar einst ihren vollgewichtigen Inhalt hatten, die aber heute für Unzählige zu tauben Nüssen geworden sind. In solcher Zeit gilt es, neue Wege zum Herzen unsers evangelischen Volkes zu suchen, um ihm die alte Wahrheit von der Gottesliebe in Christo Jesu als lebenschaffende Kraft ins Herz zu pflanzen. Hier ist einer; Gott gebe, daß auf ihm viele eine Frucht finden, die da bleibe. W N

(Fröhliche Weihnachten) heißt auch in diesem Jahre die Nummer 51 des Berliner Evangelischen Sonntagsblattes, die in diesen Tagen bereits erschienen ist. Sie entspricht der bereits im Vorjahre besprochnen: einfache, kurze Geschichten aus dem engen Leben der kleinen Leute und eine Anzahl Bilder füllen die acht Seiten und werden sicher fromme, schlichte Herzen im Volke erfreuen. Ein Bild, die Darstellung der heiligen Nacht, eine dilettantische Arbeit, wirkt durch die Fülle der Engelarme komisch. Geschmack bringt man den Leuten jedenfalls dadurch nicht bei. Bezugsort ist Berlin SW., Oranienstraße 104, Bezugsbestimmungen sind: 12 Exemplare 50Pfg., 25:1 Mk., 50:1,50Mk., 100:2,50 Mk. Das Blatt eignet sich zur Verteilung bei Weihnachtsbescheerungen. P G

(Aus dem Grunowschen Verlage) ist eine große Reihe schöner

Weihnachtsgeschenke hervorgegangen. Je mehr ich es dem Herrn Verleger nachrühmen muß, daß er es fast ängstlich vermeidet, die Christliche Welt in den Dienst der Reklame für seine Bücher zu ziehn, um so mehr freut es mich, unsre Leser auf die gediegnen Sachen hinweisen zu dürfen, die er diesmal auf den Weihnachtsmarkt gebracht hat. Nämlich erstens in vortrefflicher Ausstattung eine Ausgabe von Goethes und Schillers Werken, jene (in Auswahl zu zehn Bänden) für 30, 45, 60 oder 80 Mark, diese (zu fünf Bänden) für 15, 22,50, 30 oder 40 Mark, je nachdem ob Leinen-, Halbfranz-, Liebhabersaffian- oder Lederband beliebt wird. Wer schon einmal, wie Schreiber dieses, nach anständigen und haltbaren Klassikerausgaben sich umgesehn hat, wird es zu würdigen wissen, daß hier auf Druck, Papier, schönen und festen Einband alle denkbare Sorgfalt gewendet ist. Sehr anmutend sind auch die Kästen, worin die Bücher verkauft werden und die einen dauernden hübschen Aufenthaltsort für sie bieten.

Seitenstücke zu den schon bekannten Sammlungen „Sang und Klang" und „Als der Großvater die Großmutter nahm" sind die drei ebenfalls vorzüglich und gleichmäßig ausgestatteten Bände: Balladenbuch (624 S.; in Kaliko gebunden 7, in Atlas oder Leder 12 Mark); Vaterlandslieder (598 S.; Preise die gleichen) und Zitatenschatz. Geflügelte Worte, Sprichwörter und Sentenzen, auf Grund von Zeuschners internationalem Zitatenschatz vollständig neu bearbeitet von Dr. Hans Nehry (655 S.; 6,50 bez. 11,50 Mark). Der Zitatenschatz umfaßt mit Einschluß der Verweisungen 4750 Nummern, ist also weit reichhaltiger als der in seiner Art unübertreffliche Büchmann. R

(Das Christliche in Fritz Reuter) Zum Vorlesen im Familienkreise oder kleineren Vereinen, wie zu eignem Studium empfehlen wir den frischen und warmen Vortrag von Lic. Dr. Riemann über das Echt-Christliche in Fritz Reuters Werken (Zweite Ausgabe; Magdeburg, Kloß; 31 S.), den jedermann mit Erbauung, Freude und Anregung lesen wird. W B

(Träumereien an französischen Kaminen) Als eines der erquicklichsten Bücher für Groß und Klein und der empfehlenswertesten Weihnachtsgeschenke für jeden, der Märchen und kindlichen Humor lieb hat, nennen wir die Träumereien an französischen Kaminen von Leander, dem eben verstorbnen Hallenser Chirurgen Professor von Volkmann (Leipzig, Breitkopf und Härtel; 17. Auflage, 1888; 3 Mk). Märchen voll des reichsten und reinsten Humors und der überraschendsten und sinnigsten Bilder, von dem Verfasser, der die Belagerung von Paris mitmachte, während der langen Zeit des Harrens verfaßt und seinen Kindern zugesandt. Ursprung, Ton und Inhalt sind für den geistvollen Verfasser in gleicher Weise ehrenvoll, für die Leser packend und begeisternd. W B

(Erzählungen aus der Reformationszeit) Das Erwachen des evangelischen Bewußtseins und die liebevolle Beschäftigung mit dem Zeitalter der Reformation hat in dem letzten Jahrzehnt manchen Schriftsteller uns eine schöne litterarische Gabe bieten lassen. Die „Erzählungen aus der Reformationszeit" bilden ein stattliches Kapitel der neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Belletristik. Zu den bereits vorhandnen gesellten sich in letzter Zeit Raydt, Silva Mariä (Hannover, Manz, 153 S., 2 Mark) und die dritte Auflage von Quandt, Johannes Knades Selbsterkenntnis (Braunschweig, Grüneberg, 512 S., 4,80 Mark). „Silva Mariä" ist eine außerordentlich spannende Lektüre, in edler Sprache geschrieben. Martinus von den hohen Linden kommt nach mancherlei erschütternden Schicksalen zum Verständnis des reinen Gotteswortes und verkündet es in seiner Heimat Ratzeburg. Ihm gegenüber vertritt seine eigne Schwester, die Aebtissin des Klosters, die alte Kirche. Der Streit in der Seele dieses Weibes zwischen der Bruderliebe und dem Gehorsam gegen die Kirche ist tief ergreifend, der Schluß der Erzählung erschütternd und erhebend zugleich. Der Hintergrund ist historisch. Die „Erzählung" möchten wir freilich eher als „Roman" bezeichnen. Es scheint uns, als seien historische Personen, wie Loyola — der allerdings nicht genannt, aber deutlich genug bezeichnet wird — und Luther mit gar zu viel Gewalt herbeigezogen werden. Dazu tritt ersterer noch vor 1521 mit der Absicht, einen neuen Orden zu stiften, auf. Sicherlich wären dem Leser einige Andeutungen erwünscht, inwieweit der gesamte Stoff, insbesondre der furchtbare Schluß der „Erzählung" historisch sind. — „Johannes Knades Selbsterkenntnis" dürfte sich schon weiter Verbreitung erfreuen. Das Buch, das sich durch historische Treue und feine Detailmalerei auszeichnet, führt uns nach Danzig in das kirchliche Leben um die Wende des Mittelalters und der Neuzeit. Johannes Knade, ein Danziger Priester, steht im Mittelpunkte der Erzählung, die uns die Kämpfe zeigt, durch die Knade zur Erkenntnis der evangelischen Wahrheit in Lehre und Leben gelangte. G B

(Unsers Herrgotts Kanzlei) Zu den sehr empfehlenswerten Büchern unter den neuern Erscheinungen der Romanlitteratur gehört ein Werk, das bereits 1862 erschienen und kürzlich in zweiter Auflage herausgegeben ist: Unsers Herrgotts Kanzlei von W. Raabe, (Magdeburg, Creutz, 1889; 417 S.; 5 Mk.), ein historischer Roman, mit jugendfrischem Feuer auf Grund umfassender geschichtlicher Studien anschaulich und spannend geschrieben und von den üblichen Jahreslieferungen historischer Romanlitteratur in verschiedner Hinsicht wohlthuend unterschieden. Der Stoff ist dem Reformationsjahrhundert entnommen und in echt evangelischem Geiste bearbeitet, eine Geschichte aus der Zeit der Interimskämpfe und der Belagerung Magdeburgs 1550/51, einer Epoche, in der Magdeburg als der Hort des protestantischen Bekenntnisses dastand und sich wegen seiner führenden und ratenden Stellung unter den Evangelischen den ehrenvollen Namen „unsers Herrgotts Kanzlei" erworben hatte. Die Erzählung ist reich an ergreifenden Szenen und trefflichen Schilderungen; kulturgeschichtlich und kirchengeschichtlich ist die

Zeit mit Geschick und Lebendigkeit dargestellt, ohne daß dadurch die Einheitlichkeit und der Zusammenhang der Handlung unterbrochen und die Teilnahme an dem ernsten und segensreichen Geschick des Helden, des Ratmannssohnes Markus Horn, beeinträchtigt würde. Die Veranstaltung einer neuen Auflage ist jetzt gerade außerordentlich zeitgemäß. In Magdeburg ist das Buch mit größter Freude begrüßt worden; an seinem Inhalt wird aber auch anderswo evangelischer Sinn sich erfreuen und stärken können, sodaß wir dem Werke viele Leser wünschen. W B

(Bilder des Lebens aus christlicher Geschichte) von Mrs. Rundle-Charles, übersetzt von Elisabeth Klee. Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses; 5 Mk.

Das Buch bietet nicht eine leichte Unterhaltung und flüchtigen Genuß, sondern festere Speise für ein tieferes Bedürfnis des Geistes; es bietet nicht rein geschichtliche Wahrheit, sondern Wahrheit und Dichtung auf historischem Grunde. Die Lebensbilder sind teils den ersten christlichen Jahrhunderten, teils dem Mittelalter entnommen und bringen Wesen, Wert und Kraft des Christentums, sowie die mannigfache Verdunklung des reinen Evangeliums zu lebendiger Anschauung. Die Erzählungen fesseln hie und da den Leser durch ergreifende Schilderung und nur die dichterische Phantasie überschreitet bisweilen die Grenzen innrer Wahrheit. R

(Erinnerungen eines alten Mechanikers) Dritte Auflage. Basel, C. Detloff, 1890; Preis 1,60 Mk.

Es ist die Geschichte eines Arbeiters, der heute ein berühmter Mann ist, des schweizer Ingenieurs und Erfinders des Bergbahnsystems N. Riggenbach. Aus jeder Seite des Buches liest man heraus, was der Mann in seinem Leben von jungen Jahren an gearbeitet haben muß, wie glücklich Gott ihn geführt, wie hoch er ihn beanlagt hat. Solche Arbeiter bringen es auch heute noch vorwärts, so wahr der Satz sonst auch bleibt, daß es bei den heutigen Produktionsbedingungen immer schwieriger wird, aus einem Arbeiter ein Arbeitgeber und Fabrikherr zu werden. Das Buch ist für junge Leute, auch Gymnasiasten und Realschüler, veröffentlicht. Es weckt mächtig edeln Ehrgeiz; es entrollt Bilder aus vier Erdteilen, Europa, Amerika, Asien, Afrika, die alle der einstige Mechanikerlehrling in Berufs- oder Familienangelegenheiten bereist und — studirt hat. Ein frommer, protestantischer Geist, dessen Grund einst Spittlers Basler Jünglingsverein in dem Verfasser gelegt hat, herrscht ohne viele Worte in dem Buche, das besonders Volksbibliotheken nicht dringend genug zu empfehlen ist. P G

(Glockenklänge) Festgeschichten von Ernst Evers. Zweite Auflage. Norden, Diedrich Soltau 1890; Preis 3 Mark.

Elf Bekehrungsgeschichten. Ich habe immer Bedenken gegen Bekehrungsgeschichten gehabt. Es mischt sich oft so viel Unwahres, Sentimentales, Weinerliches hinein, das einen nüchternen Christen, der die Welt nehmen möchte, wie sie ist, verstimmt und abstößt. Auch in diesen elf ist ja alles idealisirt, aber immerhin doch lebenswahr. Solche Herzen, gute und böse, junge und alte, tote, ringende und lebendige, schlagen auf Erden. Aber freilich, es nimmt nicht allemal einen so glücklichen, wohlthuenden Abschluß wie in diesen Geschichten. In Wirklichkeit endet wie oft solch ein Familienleben, solch ein Menschenleben ohne Gott, unsäglich traurig. Wer selbst im Leben ähnlichen Menschen nahesteht und um sie bangt — und es sind mehr, als man denkt —, der wird aus diesen Bildern neue Hoffnung schöpfen und sich stärken im Glauben an den, in dessen Händen Menschenherzen weich wie Wachs sind. P G

(Robert Elsmere) Der englische Roman Robert Elsmere von Mrs. Humphrey Ward ist in Nr. 14—17 d. J. so eingehend besprochen worden, daß es für unsre Leser nur der Mitteilung bedürfen wird: eine deutsche Uebersetzung ist nunmehr erschienen. Von Therese Leo, in zwei Bänden zu 690 und 598 Seiten, für zusammen 12 Mark, bei J. H. Schorer in Berlin. Daß wir dem für alle religiös und kirchlich Interessirten unter den Gebildeten so merkwürdigen Buche kritische Leser wünschen müssen, brauchen wir nach den Ausführungen jenes Aufsatzes kaum noch zu sagen. R

(Schild und Pfeil) Mit Vorwort von D. Emil Frommel, Hof- und Garnisonprediger in Berlin, und Nachwort von Otto Funke, Pastor an der Friedenskirche in Bremen. Bremen und Leipzig, C. Ed. Müller, 1889; Preis 2,80 Mk.

Das Buch ist eine christliche Apologetik eigner Art; „Schlage nur — aber höre mich“ ist sein Wahrspruch. Es kommt von einem durch und durch modernen Menschen und dient modernen Menschen. Darwin und Häckel sind besonders berücksichtigt und, man kann das wohl sagen, abgefertigt. Freilich nicht mit einem großen wissenschaftlichen Apparate und langstieligen, trocknen Beweisführungen. Das liebt ja unsre hastige, ungeduldige Zeit nicht mehr. Des unbekannten Verfassers schneidige Waffen sind Bilder und Züge oft unscheinbarster Art aus dem Leben von heute. Sie alle wandelt er geistvoll in Gleichnisse und Zeugnisse für die Wahrheit des Glaubens, mit überraschend wenig Worten oft, und dann um so schlagender, überzeugender. Es fehlen auch Stellen nicht, die eine ernste wissenschaftliche Durchbildung verraten, die mit wuchtigen Schlägen eine anmaßende Naturwissenschaft und Philosophie in ihre Schranken zurücktreiben. Das muß auf die Leser, denen das Buch bestimmt ist, Eindruck machen. Als solche Leser denkt sich der Verfasser suchende, ringende Menschen vornehmlich aus gebildeten Kreisen, die die moderne Erziehung verwirrt und an ihrem Glauben irre gemacht hat. Für solche ists ein prächtiges Weihnachtsgeschenk. P G

(Vom Tage und Stille Leute von Hermann Oeser) Selten ist mir in unsrer Broschürenlitteratur eine solche Fülle von Geist, Witz, Humor und Frömmigkeit begegnet, als in den beiden Schriften: Vom Tage. Paraboliſches von Dr. Hermann Oeser (66 S.; 1,75 Mark) und Stille Leute. Zwei Lebensbilder von demselben (36 S.; Preis 1 Mark; beide in C. Detloffs Buchhandlung, Basel, sehr anständig ausgestattet). Das erste, 1888 erschienene, müßte schon eine zweite Auflage erlebt haben, wenn es nicht zu den Büchern gehörte, die viel zu fein und gut sind, um schnelle Auflagen zu erleben. Es weht Lessingscher Geist in diesen Stücken; auch die vollendete Sprache stimmt dazu; doch ist alles lebhafter vom Christentum, dem Christentum der Bergpredigt durchdrungen. Fehlte uns nicht der Raum, gäbe ich einige Proben; so muß ich hoffen, daß mein empfehlendes Wort genügt. Es ist Kost für denkende Leser, aber ich meine, gerade denen lieb und willkommen, die unser Blatt weder zu hoch noch zu frei finden. Der Verfasser, Direktor des Lehrerinnenseminars Prinzessin-Wilhelm-Stift in Karlsruhe, ist ein Sohn des hessischen Volksschriftstellers O. Glaubrecht.

(Offener Brief an Herrn Pfarrer Thümmel) in Remscheid, meinen lieben Freund, von Tertius Gaudens. Barmen; Wiemann, 16 S.; 15 Pfg. — Inmitten des kleinen Schriftenmarkts, den die verschiednen Fälle Thümmel hervorbrachten, waren die witzigen Aeußerungen, die Tertius Gaudens zur Sache machte, immer eine wahre Erfrischung. Das hier angezeigte Heft hat in der Hauptsache mit Thümmel nichts zu thun, sondern beschäftigt sich witzig-souverän, wie das Schandbuch es nicht anders verdient, mit der neusten Hervorbringung des Konvertiten Evers: Martin, der Prophet von Wittenberg. Eine Erzählung aus der Revolution des sechzehnten Jahrhunderts für das deutsche Volk. (Osnabrück, bei Bernhard Wehberg.) Wer in Gefahr ist, sich über diesen ultramontanen Hintertreppenroman zu ärgern, dem empfehlen wir zur Reinigung seiner Seele das Schriftchen des Tertius Gaudens. R

(Geburtstagsbuch) Als eine zarte Gabe von Frauenhand ist das Geburtstagsbuch für alle Tage des Jahres (Berlin, H. Reuther; 5. Auflage) zu bezeichnen, geschmückt mit dem Bildnis der Kaiserin Auguste Viktoria und vier Heliotypien nach Wiener Künstlern. Das Büchlein ist dazu bestimmt, in dem freien Raum neben den Monatsdaten den Namen der dem Besitzer verwandten und befreundeten „Geburtstagskinder“ aufzunehmen, während auf der gegenüberstehenden Seite eine feindurchdachte und meist recht wohlgelungne Auswahl von passenden sinnigen Versen allgemeinern und religiösen Inhalts aus deutschen Dichtern sich findet. Das Erscheinen der fünften Auflage beweist, daß das Büchlein vielen willkommen gewesen ist. W B

(Verzeichnis von Büchern für Volksbibliotheken) herausgegeben im Auftrage der südwestdeutschen Konferenz für innere Mission; vierte vermehrte Auflage; Karlsruhe, Evangelischer Schriftenverein für Baden, 1888; 104 S.; Preis 60 Pfge.

Es existiren bereits eine ganze Anzahl solcher Kataloge; auch das sächsische Kultusministerium hat einen herausgegeben: ein Beweis für ihre Wichtigkeit bei den Myriaden von Büchern, die auf dem Markte erscheinen. Wer ist da noch imstande, die rechte Auswahl zu treffen? Und doch kommt darauf für die erzieherische Bedeutung der öffentlichen Bibliotheken alles an. Wir wissen ja, was die meisten Leihbibliotheken in dieser Beziehung auf dem Gewissen haben. Daß das vorliegende Verzeichnis gut ist, beweist sein Alter (es erschien das erste Mal 1867) und seine vierte Ausgabe. Es führt 1787 Musterbücher auf; etwa hundert Titel sind noch besonders unterstrichen: sie sollen zum „eisernen Bestande“ jeder Volksbibliothek gehören. Man fürchte nicht, nur christliche Erbauungsbücher vorgeschlagen zu finden. Alle Gebiete: Geschichte, Sage, Kulturgeschichte, Kirchengeschichte, Naturgeschichte, Haus-, Land- und Volkswirtschaft, innre und äußre Mission, Erd- und Reisebeschreibung, Lebensbeschreibungen, Erzählungen, Gedichte und Schauspiele — haben ihr Bestes nennen müssen. Eben in der Weihnachtszeit, wo der Buchhandel doppelte Rührigkeit zeigt, ist das Buch vielleicht auch Familienvätern, Arbeits- und Lehrherren ein guter Ratgeber.

Aehnliche, wenn auch ausgesprochen konfessionell evangelisch gerichtet ist der christliche Bücherschatz. Illustrierter Weihnachtskatalog für das Deutsche Haus, herausgegeben von Gustav Schlosser, zugleich Katalog des Vereins von Verlegern christlicher Litteratur, elfter Jahrgang, durch jede Buchhandlung zu beziehen. P G

Verschiednes

(Hus und die Tschechen) In der letzten Sitzung des böhmischen Rumpflandtages (25. November) hat wieder einmal einer jener bekannten Skandale stattgefunden, die dieses Parlament auszeichnen. Diesmal drehte es sich um die Person Hussens; die dabei gefallnen Worte haben ihre religiöse Seite, und darum sind sie auch unserseits der Beachtung wert. Wir reden und schreiben ungern über unsern Nachbarstaat Oesterreich-Ungarn. Die Verhältnisse dort sind so verwirrt, die politischen und religiösen so verquickt, daß es schwer ist, sich hinein zu finden, und unbefriedigend zugleich. Wir bedauern unsre deutschen Landsleute drüben und haben herzliche Teilnahme für ihre Kämpfe; aber abzunehmen vermögen wir sie ihnen nicht; wir haben ohnehin daheim genug zu thun. Der Gegensatz des Deutschen und Tschechischen beherrscht in Böhmen das gesamte öffentliche und private Leben; vor ihm tritt, wie sich das schon oft gezeigt hat, auch der konfessionelle Gegensatz zwischen Evangelischen und Katholiken durchaus zurück. Und so stark ist die religiöse Gleichgiltigkeit infolge der nationalen Verbitterung, daß das doch in der überwiegenden Mehrzahl katholische tschechische Volk den von der katholischen Kirche gebannten und verbrannten Ketzer Hus zu seinem Nationalhelden erkoren hat. Hussens religiöse Bedeutung wird dabei ignorirt; er wird allein wegen seiner Verdienste um die Hebung der tschechischen Nation, als erster klassischer Schriftsteller der Tschechen verehrt. In diesem Sinne haben ihn die Jungtschechen auch in jener Sitzung als den Ihrigen rekla-

mirt; und darum stellten sie mit Unterstützung von alttschechischer Seite den Antrag, daß unter den Medaillontafeln hervorragender Männer, die das neue Museumsgebäude schmücken, auch diejenige von Johann Hus angebracht werde. Der Antragsteller sagte dazu unter anderm nach der „Bohemia“: „Wir Nachkommen Hussens sollten seinem Ruhme entsagen? Hus bedeutet ein Stück böhmischer Geschichte, er bedeutet für uns die Verkörperung unsers Wissens, unser Leben, unser Alles! Die Zeit Hussens ist die glänzendste in der tausendjährigen Geschichte unsers Volkes, und darum fragt sich unser Volk mit Recht, warum das Andenken dieses Mannes nicht durch das geringste Denkmal geehrt werden soll?“ Und der bekannte Führer der Jungtschechen, Dr. Gregr, unterstützte seinen Genossen mit den bezeichnenden Worten: „Für mich haben, offen gestanden, die kirchlichen Konflikte kein Interesse; um der Dogmen willen würde ich mich in keinen Kampf einlassen, und auch die religiöse Seite des Wirkens Hussens ist es nicht, welche ich in den Vordergrund stelle. Allein die Verdienste des Magisters Hus in nationaler Beziehung, seine Verdienste um die Hebung unsers Volkes sind es, welche ihm einen Ehrenplatz sichern. Ein Mann, der die Prager Universität dem tschechischen Volke gerettet und aus den Händen der Fremdlinge befreit hat, dem gebührt ein Platz am böhmischen Museum. Für mich ist Hus nicht der kirchliche Reformator, sondern der Reformator der tschechischen Litteratur. In Hus sehen wir das Bild eines Mannes, der unserm Volke als Muster gelten kann, ein edler Patriot, der von Liebe zur Heimat und zu seinem Volke, von reinem sittlichen Ernst erfüllt war, den alle bürgerlichen Tugenden schmückten, ein emsiger Forscher, ein felsenfester Charakter, der sein Leben für seine Ueberzeugung geopfert hat. (Stürmischer Applaus links.) Wir brauchen heute solche Husse, solche feste Charaktere in unsrer Zeit des Opportunismus, wo sich selbst die maßgebenden Persönlichkeiten von verschiednen Einflüssen bestimmen lassen.“

Wir Evangelischen, die wir wissen, daß eben die Vermischung religiöser und nationaler Reformbestrebungen Hussens und seiner Anhänger Verhängnis geworden ist, beklagen herzlich diese einseitig politische Ausbeutung des edlen Mannes und die Mißachtung seiner religiösen Bedeutung, wie der Religion überhaupt. Jedenfalls aber müssen wir uns vor der Hoffnung wohl hüten, als ob diese Verherrlichung Hussens durch die radikale tschechische Partei und die damit verbundne Opposition gegen den katholischen Klerus und Adel Böhmens der Anstoß einer neuen evangelischen Reformbewegung werden könnte.

Den Jungtschechen antworteten mehrere Kleriker und Prinz Karl Schwarzenberg. Erstre wahrten streng und mit rücksichtsloser Offenheit den katholischen Standpunkt. Abgeordneter Professor der Kirchengeschichte Borovy sprach die interessanten Worte aus: „Es geht nicht an, zu sagen: ich nehme die Moral der katholischen Kirche an, aber ich bekämpfe ihre Dogmen. Auch ist es nicht richtig, wie Dr. Herold kürzlich gesagt hat, daß die Kirche keinen Fortschritt kennt. Auch die Kirche pflegt gar wohl den Fortschritt. Die kirchliche Autorität lehrt uns, daß das, was im ersten oder 18. Jahrhunderte von der Kirche als Glaubenssatz erklärt wurde, nicht ungeschehen gemacht werden kann, und wer Katholik ist, der subordinirt sich auch diesem Lehrsatz. Sie halten die Abweichung vom Dogma als Vorschrift. Wir aber halten dafür, daß der Kampf gegen das Dogma vom Standpunkte des Katholiken als Empörung gegen die Kirche, als Loslösung von derselben betrachtet werden muß, und eine solche können wir nun und nimmer zugeben. . . . . Wenn Hus nur Litterat gewesen wäre! Aber er ist der Gründer einer Irrlehre, er ist die verkörperte Empörung gegen die katholische Kirche.“ (Stürmische Ohorufe und Rufe: Aus Ueberzeugung!) Und Propst Lenz sagte nicht minder bezeichnend: „Hus war ein Mann von edler Sitte, von makellosem Charakter, ja er war unter den Häresiarchen der einzige, dessen Lebenswandel ein makelloser war. Redner bedauerte, daß Hus zum Tode verurteilt wurde; aber die katholische Kirche habe ihn nicht verurteilt (Rufe auf den Jungtschechenbänken: Wer denn?), er sei vom weltlichen Arm gerichtet worden. (Rufe links: Die Kirche hat ihn ausgeliefert! Er wurde getäuscht, in die Falle gelockt! große Unruhe.) . . . . Er mag wohl gute Absichten bei seinen Reformbestrebungen gehabt haben, aber seine Reformen hätten eine Hinrichtung der katholischen Kirche (jeho úprava byla by poprava) bedeutet.“

Die Großgrundbesitzer waren während der ganzen Vorgänge in der allerpeinlichsten Lage. Es ist bekannt, daß sie sonst treulich zu der Tschechenpartei stehen, wenn es gilt, den Deutschen Opposition zu Hier aber trat der soziale Gegensatz zu den Demokraten zu Tage und überwog die gemeinsamen nationalen Interessen. Schwarzenberg urteilte über die Hussiten und ihre modernen Jünger wenig schmeichelhaft: „Die Nachkommen der alten Adelsgeschlechter, welche bis heute da sind, sind keine Nachkommen der Hussiten und Protestanten, sondern die Nachkommen katholischer Geschlechter, und sind auch stolz darauf. . . . Unter den Hussiten gab es sehr wenig ehrenhafte Charaktere, und die Hussiten erniedrigten sich alsbald zu einer Bande von Räubern und Mordbrennern. (Stürmischer Widerspruch und großer Lärm links). Ich glaube, daß Sie sich aus diesem Grunde nicht wundern werden, daß bei uns eine Aversion gegen den Hussitismus herrscht und daß, wenn Sie sich als Hussiten proklamiren werden, wir Ihre größten Feinde sein werden. (Stürmischer Lärm links.) . . . Ich kann mir die Anbringung der Hustafel am Museumsgebäude als nichts andres vorstellen, denn als die Feier nicht bloß der Thätigkeit des Magisters Huß in philologischer Richtung, sondern gerade als die Feier und Belebung der Erinnerung an seine Thätigkeit, welche Wirkungen hervorgerufen hat, deren ich schon früher Erwähnung that. Meine Herren, diese Tafel

würde am Museum nicht nur im Scheine des Konstanzer Scheiterhaufens erglänzen, sondern auch im Scheine jener Feuer, mit welchen die Hussiten unser Vaterland vernichteten und Unglück über dasselbe brachten. Und weil diese Tafel nicht nur eine Erinnerung an den Magister Johann Hus und an seine — gern will ich es glauben — ganz würdige und in höchstem Grade tugendhafte Person, sondern auch die Erinnerung an jene Religionskämpfe wäre, deren Wiederholung wir nicht wünschen, — aus diesem Grunde bin ich entschieden dagegen.“

Es ist noch nicht abzusehn, welche parteipolitischen Folgen diese Auseinandersetzung haben kann. Vom kirchlichen und protestantischen Standpunkte aus ist sie belanglos, außer daß wir daran den feudalen Ultramontanismus des böhmischen Großgrundbesitzes klar erkennen.

P G

Zur Beachtung

Um rechtzeitige Erneuerung der Bestellung für das kommende Vierteljahr wird hiermit gebeten. Besonders machen wir die Postabonnenten darauf aufmerksam, daß bei verspäteter Bestellung am Quartalswechsel von der Post die bereits erschienen Nummern des Quartals nur gegen Zahlung von 10 Pfennigen nachgeliefert werden. Gegebenenfalls und bei eintretenden Unregelmäßigkeiten wolle man sich stets ohne Verzug an die betreffende Postanstalt oder Buchhandlung wenden, da die Versendung des Blattes durch die Verlagshandlung in keiner Weise unterbrochen wird, auch stets sämtliche Nummern des Quartals an die Post abgegeben werden. Probenummern und Prospekte stehen zur freundlichen Empfehlung des Blattes jederzeit in beliebiger Anzahl unentgeltlich zur Verfügung. Ebenso nimmt die Verlagshandlung nach wie vor monatliche Probebestellungen an; d. h. sie übernimmt es, gegen Einsendung von fünfzig Pfennigen an die miteingesandte Adresse je vier aufeinander folgende Nummern alsbald nach ihrem Erscheinen unter Beifügung einer entsprechenden Nachricht für den Adressaten zu verschicken. Diese bewährte Einrichtung sei allen Freunden und Förderen unsers Blattes hiermit wiederholt empfohlen.

D V — D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Statt besonderer Anzeige.

Durch die glückliche Geburt eines gesunden Knaben wurden hocherfreut

Gymnasial-Lehrer Dr. **Herm. Rassow** und Frau
Johanna, geb. **Thiersch.**

Elberfeld, den 23. November 1889.

Im Verlage von **C. A. Schwetschke & Sohn** in **Braunschweig** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Zweite, vollständig durchgearbeitete Auflage
von
Lexikon für Theologie und Kirchenwesen
von
Dr. H. Holtzmann und **Dr. R. Zöpffel,**
ordentl. Professoren an der Universität Straßburg.

Lehre, Geschichte und Kultus,
Verfassung, Bräuche, Feste, Sekten und Orden der christlichen Kirche; das Wichtigste bezüglich der übrigen Religionsgemeinschaften.

Halbband (A—H). 474 S. gr. 8. **Preis 5 Mark.**

Das Werk wendet sich, wie nochmals ausdrlicklich hervorgehoben werden soll, nicht allein an Theologen, sondern, wie es in der Vorrede heißt, „mehr noch an Laien, welche dem Gegenstand außer dem persönlichen, vielleicht auch ein durch anderweitige Studien oder durch berufliche Beziehungen zu dem kirchlichen Thun und Treiben der Gegenwart motiviertes Interesse entgegenbringen.“

Von den vielen, ungemein günstigen Beurteilungen, die uns anläßlich des Erscheinens der einzelnen Lieferungen zugegangen sind, bringen wir, uns jeder eigenen Empfehlung enthaltend, nachstehend die eines Fachblattes und einer weitverbreiteten Litteratur-Zeitung zum Abdruck.

Evang. protest. Kirchenbote. — . . . Wohl noch nie ist auf theologischem Gebiete eine solche Fülle des umfassendsten und vielseitigsten Stoffes in so knappem Rahmen, so geschickter Auswahl und so ansprechender Form geboten worden, wie in diesem Buche. . .

Deutsches Litteraturblatt. — . . . In der That ist dies ein Lexikon, welches „keinen formulierten theologischen Standpunkt, keinen Parteizweck geltend macht, sondern nur die möglichst knappe, übersichtliche Darlegung des historischen Sachverhalts erstrebt.“ Man schlage irgendwelchen Artikel nach und wird dies fast immer in ganz meisterhafter Weise durchgeführt finden; für jeden Theologen, für jeden wissenschaftlichen und praktischen Zweck ist hier das historische, kritische, litterarische Material so ausgezeichnet klar gegeben, der Stand der Fragen so scharf präzisiert, daß dies Werk für rasche, sichere, umfassende Orientierung in seiner lichtvollen Kürze mehr leistet, als viel dicke Bücher oder ellenlange Abhandlungen. . . Nie wird die Subjektivität des Verfassers verwirrend, verhüllend oder entscheidend eingemischt; Liturgie, Kirchenrecht, Kirchenmusik, geistliches Amt 2c. sind ebenso berücksichtigt, wie Theologie, Kirchengeschichte, desgleichen die Theologen der Gegenwart, alles und jedes. . . Unschätzbar, wie es ist, wird es nicht nur Theologen, sondern auch allen Männern der Bildung bestens dienen. . .

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je 1 litterarische Beilage von Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg, Dörffling & Franke in Leipzig und Carl Rocco in Leipzig